Tausend eine Nacht

In 24 Bändchen

mit 24 Bildern v. G. Bartsch

in Farbendruck v. Storch & Kramer.

14.

1859

Berlin

Verlag von Carl J. Klemann



Tausend eine Nacht.

Arabische Erzählungen.

Deutsch

von

Alexander König.

Vierzehntes Bändchen.

Berlin,

Verlag von Carl J. Klemann.

Geschichte des Khodjah Hassan Alhabbal.

(Schluß.)

Die Frau ging vergebens auf beiden Seiten der Straße von Haus zu Haus. Als sie ihrem Manne diesen schlechten Erfolg berichtete, nannte er ihr mehre Nachbarn, mit der Frage, ob sie bei diesen auch gewesen sei, was sie bejahte. Endlich sagte er: „Aber bei Hassan Alhabbal warst du sicher nicht?" — „Nein," erwiederte sie, „es war mir zu weit, und übrigens weiß ich aus Erfahrung, daß man zu dem nur gehen muß, wenn man nichts braucht." — „Thut nichts," meinte der Fischer, „vielleicht findest du gerade diesmal was du suchst. Du warst blos zu faul, und ich will, daß du hingehst." — Die Fischersfrau entfernte sich murrend und klopfte an meine Thür, daß ich davon erwachte und fragte, wer da sei. „Hassan," antwortete sie sehr laut, „mein Mann braucht noch ein Stück Blei an seine Netze; habt ihr etwa welches, so läßt er euch darum bitten." — Sogleich fiel mir das von Saad erhaltene ein und ich rief der Nachbarin zu, daß ich allerdings welches hätte, und es ihr

meine Frau sogleich einhändigen solle. Darüber war meine Frau auch munter geworden, stand auf, fand das Blei im Finstern an dem ihr genannten Orte und reichte es der Fischerin hinaus, welche in ihrer Freude sagte: „Nachbarin, ihr leistet uns einen so großen Dienst, daß ich euch alle Fische verspreche, welche mein Mann beim ersten Zuge in seinem Netze fängt; verlaßt euch d'rauf, er hält was ich euch verspreche." Der Fischer war auch wirklich vor Freude, das fehlende Blei noch wider Erwarten bekommen zu haben, ganz einverstanden damit, setzte seine Netze vollends in Stand und ging, wie gewöhnlich, zwei Stunden vor Tage auf den Fischfang. Beim ersten Wurf fing er nur einen einzigen Fisch, der aber länger als eine Elle und verhältnißmäßig dick war. Er that noch mehre glückliche Züge, aber kein einziger Fisch von seinem ganzen Fange kam dem ersten gleich. Sobald der Fischer nach Hause gekommen war, dachte er sogleich an mich, und ich erstaunte nicht wenig, als ich ihn mit dem großen Fische zu mir kommen sah. „Nachbar," sagte er, „da bring' ich, was euch meine Frau versprochen hat. Nehmt vorlieb; wäre mein Netz voller Fische gewesen, so hättet ihr sie auch alle bekommen; allein Gott hat mir blos diesen einzigen für euch bescheert." — „Nachbar," entgegnete ich, „das Bischen Blei war ja nicht der Rede werth, daß ihr so viel daraus macht; Nachbarn müssen sich bei ihren kleinen Bedürfnissen aushelfen. Ich würde euer Geschenk gar nicht annehmen, wüßte ich nicht, daß ihr mir's gern gebt, und daß ihr euch wohl gar beleidigt halten würdet, wenn ich es ausschlüge. Daher nehm' ich es mit

Dank an.“ Damit hatten unsre Höflichkeiten ein Ende, und ich brachte den Fisch meiner Frau. „Da hast du einen Fisch,“ sagte ich zu ihr, „der Fischer hat ihn mir für das Stück Blei gebracht, und vermuthlich ist er Alles, was wir von diesem Geschenk zu erwarten haben, welches uns nach Saad's Meinung Glück bringen sollte.“ Zugleich erzählte ich ihr den letzten Besuch der beiden Freunde und was zwischen ihnen und mir vorgegangen war.

Meine Frau ward über den großen Fisch verlegen, weil sie blos einen Rost für kleine Fische und auch kein Kochgeschirr besaß, welches geräumig genug gewesen wäre, ihn darin zu sieden. Sie sagte mir das; allein ich gab ihr anheim, wie sie damit zurecht kommen könne und ging wieder an meine Arbeit. Indem sie dann den Fisch zurichtete, fand sie im Magen desselben einen großen Diamanten, den sie aber, als er gereinigt war, doch blos für Glas ansah. Sie hatte zwar von Diamanten reden hören; allein wenn sie deren auch gesehen oder in Händen gehabt hätte, war sie doch nicht Kennerin davon. Sie gab ihn daher als ein Spielwerk den Kindern, die sich der Reihe nach an seinem Glanze erfreuten. Sie beschäftigten sich noch damit, als am Abend die Lampe angezündet worden war, und bemerkten, daß er leuchte, wenn ihnen meine Frau, welche mit Besorgung des Abendessens zu thun hatte, im Vorübergehen die Lampe verdeckte. Das wollte denn jedes selber sehen und darüber rissen sie einander den Stein aus den Händen. Die Kleinern weinten, wenn ihnen die Erwachsenern denselben nicht lange genug überließen und da sich Kinder eben so oft mit Kleinig-

keiten unterhalten, wie darüber streiten, so achteten weder ich noch meine Frau weiter auf den betäubenden Lärm, welchen sie verursachten und der ein Ende nahm, als sich die Größern mit zu Tische gesetzt hatten und die Kleinern ihr Theil von der Mutter erhielten. Allein nach dem Essen erhob sich der Lärm von Neuem und jetzt wünschte ich den Grund davon zu erfahren. Ich rief also den ältesten zu mir und befragte ihn deshalb und vernahm nun, daß ein im Dunkeln leuchtendes Stück Glas die Veranlassung sei. Ich ließ mir es bringen, um mich davon zu überzeugen und fragte sodann meine Frau, was das für ein Stück Glas sei. Sie gab mir zur Antwort, daß sie es nicht wisse und es im Bauche des großen Fisches gefunden habe. Mir fiel jedoch so wenig ein wie ihr, daß es etwas Andres als Glas sein könne; indeß trieb ich meine Versuche noch weiter. Ich ließ meiner Frau die Lampe im Kamin verbergen, und siehe da, das vermeinte Stück Glas verbreitete ein so helles Licht, daß wir keine Lampe brauchten, um zu Bett zu gehen. Ich ließ sie also auslöschen und legte selbst das Stück Glas auf den Kaminrand, damit wir dabei sehen könnten.

„Das ist," sagte ich, „ein neuer Vortheil, den wir dem Stück Blei verdanken, indem wir nun kein Oel zu kaufen brauchen." — Als die Kinder sahen, daß die Lampe ausgelöscht war, und das Glasstück die Stelle derselben vertrat, brachen sie über dies Wunder in ein so lautes und gellendes Geschrei aus, daß man es weithin in der Nachbarschaft hörte. Ich und meine Frau vermehrten noch den Lärm, indem wir aus Leibeskräften dazwischen

riefen und ihnen Schweigen geboten, wir brachten sie aber nicht eher völlig zur Ruhe, bis sie zu Bette und eingeschlafen waren. Wir legten uns dann ebenfalls nieder, und den andern Morgen früh ging ich an meine Arbeit, ohne weiter an das Stück Glas zu denken.

Hier muß ich Ew. Majestät bemerken, daß zwischen meinem und dem Nachbarhause nur eine ganz dünne Wand von Fachwerk war. Das Nebenhaus gehörte einem sehr reichen jüdischen Juwelier, und sein und seiner Frau Schlafzimmer befand sich hinter der Scheidewand. Sie waren schon zu Bett und eingeschlafen gewesen, durch den großen Lärm meiner Kinder aber wieder munter geworden, und hatten lange nicht wieder einschlafen können. Am folgenden Morgen beklagte sich deshalb die Frau des Juden in ihrem und ihres Mannes Namen bei der meinigen über die nächtliche Störung. „Meine gute Rachel," (so hieß die Jüdin,) versetzte meine Frau, „der Vorfall ist mir äußerst unangenehm, und ich bitte deshalb um Entschuldigung. Ihr wißt ja wie Kinder sind; sie lachen und weinen über Kleinigkeiten. Kommt herein und ich will euch die Ursache eurer Beschwerde zeigen." — Die Jüdin kam herein und meine Frau nahm den Diamant, denn es war wirklich einer, vom Kamine und reichte ihn ihr mit den Worten hin: „Ueber dies Stück Glas ist der ganze Lärm von gestern Abend hergekommen." — Und während die Jüdin, welche eine sehr gute Kennerin von Edelsteinen war, den Diamanten verwundert betrachtete, erzählte sie ihr, wie sie ihn im Bauche des Fisches gefunden habe und wie Alles gekommen war.

Als meine Frau ausgeredet hatte, gab ihr die Jüdin den Diamanten zurück und sagte: „Aïscha,“ so hieß meine Frau, „ich halte das auch nur für Glas; da es aber schöner als gewöhnliches Glas ist, und ich ein ziemlich gleiches Stück Glas zu Hause habe, mit dem ich mich manchmal schmücke, und wozu es gut passen würde, so möcht' ich es kaufen, wenn ihr mir es ablassen wollt.“ — Als meine Kinder vom Verkaufen ihres Spielwerks hörten, erhoben sie ein solches Geschrei und baten die Mutter, es ihnen zu lassen, daß sie es ihnen auch versprechen mußte, um nur Ruhe zu haben. Die Jüdin mußte wieder nach Hause und entfernte sich; ehe sie aber von meiner Frau schied, welche sie bis an die Thür begleitet hatte, bat sie noch leise, wenn sie das Stück Glas verkaufen wolle, so möge sie es Niemand zeigen, ohne sie vorher davon benachrichtigt zu haben. Dann suchte die Jüdin ihren Mann auf, der schon frühzeitig nach dem Juweliermarkte in seinen Laden gegangen war, und meldete ihm ihre Entdeckung, indem sie ihm Größe, ungefähres Gewicht, Schönheit, den Glanz und das reine Wasser des Diamanten, vor Allem aber seine Eigenschaft schilderte, bei Nacht zu leuchten, wie es ihr meine Frau in ihrer Unbefangenheit versichert hatte. Sogleich gab der Jude seiner Frau Befehl, mit der meinigen über den Stein zu unterhandeln, anfangs nur so viel zu bieten, wie sie für angemessen halten würde, nach Verhältniß der Schwierigkeiten, die sie fände, zuzulegen, und den Handel um jeden Preis abzuschließen.

Die Jüdin sprach also mit meiner Frau allein und ohne abzuwarten, daß sie sich zum Verkaufe

des Diamanten entschlossen habe, bot sie ihr zwanzig Goldstücke. Für ein Stück Glas kam das meiner Frau zwar viel vor; allein sie wollte doch weder ja noch nein sagen und erwiederte nur, sie müsse erst mit mir darüber sprechen. Indem Beide noch an der Thür verhandelten, kam ich von der Arbeit nach Hause, um zu Mittage zu essen und meine Frau fragte mich sogleich, ob ich das Glasstück für zwanzig Goldstücke hingeben wolle, welche unsre Nachbarin darauf geboten habe. Ich ließ indeß auf meine Antwort warten, indem ich an die Zuversicht dachte, mit der Saad mir versprochen hatte, das Blei werde mein Glück machen. Die Jüdin aber glaubte, ich halte ihr Gebot für zu gering und erhöhte es auf funfzig Goldstücke. Allein da sie mit dem Zulegen so schnell war, erwiederte ich ihr, sie sei noch weit entfernt von dem Preise, um welchen ich es zu verkaufen gedenke. „Nachbar,“ sagte sie jetzt, „nehmt hundert Goldstücke; das ist viel, und ich weiß nicht einmal, ob mein Mann damit zufrieden sein wird.“

Ich sagte ihr darauf, daß ich hunderttausend Goldstücke für den Diamanten haben wolle, der offenbar weit mehr werth sei; allein um ihr und ihrem Manne als Nachbar gefällig zu sein, begnüge ich mich mit dieser Summe, welche ich aber durchaus haben müsse, und wollten sie den Stein um diesen Preis nicht, so würden mir andre Juweliere schon noch mehr dafür geben. Uebrigens bestärkte mich die Jüdin noch in meinem Entschluß durch die Hast, mit der sie den Handel abzuschließen suchte indem sie mir nach und nach bis funfzigtausend Goldstücke bot. „Mehr,“ sagte sie, „kann ich

ohne Zustimmung meines Mannes nicht bieten. Er kommt erst heute Abend nach Hause, und ich bitte euch um die einzige Gefälligkeit, zu warten, bis er mit euch gesprochen und den Diamanten gesehen hat," — was ich ihr auch zusagte. Abends erfuhr der Jude natürlich von seiner Frau den Stand der Sache und paßte die Zeit ab, wo ich von meiner Arbeit nach Hause kam. „Nachbar," redete er mich an, „seid doch so gut mir den Stein einmal zu zeigen, den meine Frau gesehen hat." — Ich ließ ihn mit herein kommen und wies ihm den Diamanten. Da es schon dunkelte und noch keine Lampe brannte, so erkannte er gleich am Leuchten des Steines, welcher meine ganze Hand erhellte, daß ihm seine Frau eine richtige Schilderung davon gemacht habe. Er betrachtete und bewunderte ihn lange und äußerte dann: „Nachbar, wie ich höre, hat euch meine Frau funfzigtausend Goldstücke dafür geboten; damit ihr zufrieden seid, will ich noch zwanzigtausend zulegen."

Ich gab ihm darauf zur Antwort, wie er vielleicht auch von seiner Frau gehört habe, daß ich hunderttausend Goldstücke dafür verlange. Wolle er die nicht geben, so bleibe der Diamant mein; das sei mein unabänderlicher Wille. Dennoch feilschte er noch lange, in der Hoffnung, ich werde etwas herunterlassen, bis ihn zum Abschlusse des Handels nach meinem Willen die Besorgniß bewog, ich werde mich an andre Juweliere wenden, was ich auch gethan hätte. Als Aufgeld brachte er mir sogleich zweitausend Goldstücke und versprach die Bezahlung des Uebrigen bis zum folgenden Tage um dieselbe Stunde, weil er das Geld nicht baar im Hause

habe. Er hielt auch vollständig Wort und ich händigte ihm den Diamanten ein. Auf diese Art weit über meine Erwartungen reich geworden, pries ich Gott für seine Güte und Gnade, und würde sogleich zu Saad gegangen sein, um mich ihm zu Füßen zu werfen und ihm zu danken, wenn mir seine Wohnung bekannt gewesen wäre. Dasselbe hätte ich mit Saadi gethan, dem ich zuerst wegen meines Glückes verpflichtet war, obgleich seine guten Absichten mit mir nicht zu Stande kamen. Sodann überlegte ich mir aber, auf welche Art eine so beträchtliche Summe am besten anzulegen sei. Meine Frau wollte mit der ihrem Geschlechte gewöhnlichen Eitelkeit, daß ich zunächst prächtige Kleider für sie und die Kinder, so wie ein Haus kaufen und dieses kostbar einrichten solle. Ich belehrte sie jedoch, daß wir so groß nicht anfangen dürften; doch werde auch dazu mit der Zeit schon Rath werden. Sei das Geld auch blos zum Ausgeben da, so müsse man doch auf eine Art damit wirthschaften, daß es einen Stamm bilde, von dessen Ertrage man zehre, ohne ihn selbst zu verletzen. Das sei meine Absicht und morgendes Tages werde ich anfangen sie zu verwirklichen.

Den folgenden Tag wendete ich dazu an, einen großen Theil von meinen Handwerksgenossen zu besuchen, welche nicht in bessern Umständen waren, als ich selber zeither. Indem ich ihnen jetzt Geld vorschoß, bestellte ich bei ihnen nach ihrer Geschicklichkeit und ihren Umständen allerhand Seilerarbeiten und versprach, sie bei Ablieferung der Arbeit immer pünktlich und gut zu bezahlen. Dieselbe Uebereinkunft traf ich am nächstfolgenden Tage mit

den übrigen armen Seilern, und seitdem arbeiten alle miteinander in ganz Bagdad für mich und sind mit der pünktlichen Erfüllung meines ihnen gegebenen Versprechens sehr zufrieden. Um die Menge Waare unterzubringen, welche so viele Arbeiter liefern mußten, miethete ich in verschiedenen Lagen der Stadt Magazine und bestellte für jedes einen Faktor, sowohl zum Empfange derselben, als auch zum Verkaufe im Ganzen und Einzelnen und erhielt durch diese Einrichtung bald einen beträchtlichen Gewinn. Um diese vereinzelten Magazine zusammen zu legen, kaufte ich in der Folge ein Haus, das sehr baufällig war, aber einen großen Flächenraum einnahm, ließ es niederreißen und jenes dafür aufführen, welches Ew. Majestät gestern gesehen hat. So stattlich es aber auch sich ausnimmt, so enthält es doch nur die mir nöthigen Lagerräume und eine Wohnung für mich und meine Familie.

Ich hatte es schon seit einiger Zeit bezogen, als Saadi und Saad sich meiner wieder erinnerten und auf einem meinetwegen unternommenen Spaziergange sich höchlich wunderten, als sie mich nicht mehr in der gewohnten Straße bei der Arbeit fanden. Sie erkundigten sich also, was aus mir geworden sei und hörten mit wachsendem Erstaunen, daß ich ein großer Kaufmann geworden und nicht mehr schlechtweg Hassan, sondern Khodjah *) Hassan Alhabbal heiße und mir in einer Straße, die ihnen genannt wurde, ein Haus wie ein Palast habe bauen lassen. Beide Freunde suchten mich

*) Khodjah heißt Herr, Greis, Verschnittner und wird auch angesehenen Kaufleuten als Titel ertheilt.

nun dort auf und auf dem Wege dahin äußerte Saadi, der nicht glauben konnte, daß jenes mir von Saad geschenkte Stück Blei mein Glück habe machen können: „Ich freue mich ungemein, daß Hassan durch mich reich geworden ist; allein Unrecht bleibt es doch von ihm, daß er mich zwei Mal belogen hat, um mir vierhundert Goldstücke statt zweihundert abzulocken; denn so wenig als ich es vermag, wird auch kein Andrer dem Stücke Blei, was du ihm gegeben hast, sein Glück zuschreiben." — Saad erwiederte, daß er andrer Meinung sei und nicht einsehe, weshalb Hassan ein Lügner sein solle. „Du wirst erlauben," fuhr er fort, „daß ich annehme, er habe die Wahrheit gesagt und daß mein ihm gegebenes Blei die Ursache seines Glückes gewesen ist. Er wird uns bald selber darüber aufklären."

Unter derlei Gesprächen kamen die Freunde in die Straße, wo mein neues Haus lag und fragten danach. Als es ihnen gezeigt wurde, trauten sie beim Anblicke der stattlichen Vorderseite desselben kaum ihren Augen, und als auf ihr Klopfen mein Thürsteher öffnete, fragte ihn Saadi, der eine Unhöflichkeit zu begehen fürchtete, wenn er vielleicht das Haus eines Großen für das gesuchte hielt: „Dieses Haus ist uns als das des Khodjah Hassan Alhabbal bezeichnet worden; ist dem auch wirklich so?" — „Ihr seid ganz recht," versetzte der Gefragte, die Thür weiter öffnend; „kommt nur herein; er ist im Saale, und ihr werdet schon einen Sklaven finden, der euch anmelden kann." — Als mir die beiden Freunde gemeldet waren und zu mir eintraten, erkannte ich sie sogleich wieder, eilte

ihnen entgegen und wollte den Saum ihrer Kleider küssen. Sie verhinderten das aber und ich mußte mich nothgedrungen von ihnen umarmen lassen. Hierauf lud ich sie ein, auf einem erhöhten viersitzigen Sopha Platz zu nehmen, von dem aus sie die Aussicht nach meinem Garten hatten. Sie verlangten zwar von mir, daß ich den Ehrenplatz einnehme, was ich aber mit den Worten ablehnte: „Edle Herrn, ich habe noch nicht vergessen, daß ich der arme Hassan Alhabbal bin, und wäre ich auch ein ganz andrer wie ich bin und euch nicht so sehr verpflichtet, so weiß ich doch recht gut, was ich euch schuldig bin. Ich bitte euch also recht sehr, mich nicht länger so in Verlegenheit zu setzen.“ — Hierauf nahmen sie die ihnen gebührenden Plätze ein, und ich setzte mich ihnen gegenüber.

„Khodjah Hassan,“ begann Saadi sodann, „ich kann dir nicht genug meine Freude darüber zu erkennen geben, dich ungefähr in Verhältnissen zu sehen, wie ich sie dir wünschte, als ich dir, was übrigens kein Vorwurf sein soll, zweimal nach einander zweihundert Goldstücke schenkte. Gewiß haben sie diese erstaunliche und erfreuliche Veränderung deiner Umstände hervorgebracht. Eins nur ist mir auffallend; ich begreife nämlich nicht, warum du mir zweimal die Wahrheit verhehltest und Unglücksfälle vorgabst, die mir heute noch so unglaublich scheinen wie damals. Kam es vielleicht daher, daß du, als wir dich das letzte Mal sahen, sowohl mit den ersten als den andern zweihundert Goldstücken deine Lage noch so wenig verbessert hattest, daß du dich schämtest, es zu gestehen? Ich will das vorläufig annehmen und erwarte von dir die Bestäti-

gung meiner Meinung." Saad hatte seinem Freunde ungeduldig, um nicht zu sagen unwillig, zugehört und gab das auch durch Niederschlagen der Augen und Kopfschütteln zu erkennen. Er ließ ihn jedoch ausreden, bevor er anhob: „Saadi, entschuldige, wenn ich Hassan's Antwort zuvorkomme, um dir zu sagen, daß ich mich über dein Vorurtheil gegen seine Aufrichtigkeit wundre. Wie ich schon gethan, wiederhole ich dir, daß ich ihm seine einfache Erzählung jener beiden Unfälle gleich anfangs geglaubt habe, und was du auch sagen magst, überzeugt bin, daß sie ihm wirklich begegnet sind. Aber lassen wir ihn reden, um von ihm selbst zu hören, wer von uns beiden ihn richtig beurtheilt hat."

Hierauf nahm ich das Wort. „Meine Herren," sprach ich, „nie würde auch nur eine Sylbe von dem, was ihr zu wissen verlangt, über meine Lippen kommen, wäre ich nicht gewiß, daß euer Streit meinetwegen nicht im Stande ist, das Freundschaftsband eurer Herzen zu zerreißen. Ich werde mich also, eurem Wunsche gemäß, näher erklären und wie ich im Voraus versichre, mit derselben Aufrichtigkeit wie früher." Sodann erzählte ich ihnen Alles genau so, wie es Ew. Majestät eben mit angehört hat. Meine Betheurungen waren aber nicht im Stande, Saadi von seinem Vorurtheil zu heilen. „Khodjah Hassan," sprach er, „die Geschichte mit dem Fisch und dem Diamanten in seinem Bauche scheint mir wenigstens so unwahrscheinlich, wie die Entführung deines Turbans durch einen Geier und die Vertauschung des Kleiengefäßes für Waschthon. Sei dem indeß wie ihm wolle, ich bin deshalb nicht weniger überzeugt, daß

du reich bist, was du ja nach meiner Absicht durch mich werden solltest, und ich freue mich darüber herzlich.“ — Weil es schon spät war, stand er auf, um Abschied zu nehmen und Saad mit ihm. Ich erhob mich ebenfalls und sie zurückhaltend, sprach ich: „Meine Herren, erlaubt, daß ich euch um eine Gefälligkeit ersuche, die ich mir nicht abzuschlagen bitte. Erweist mir die Ehre bei mir ein frugales Abendessen und ein Nachtlager anzunehmen, damit ich euch morgen zu Wasser nach einem kleinen Landhause führen kann, was ich gekauft habe, um dort mitunter frische Luft zu schöpfen. Noch am nämlichen Tag bringe ich euch von dort zu Lande und jeden auf einem Pferd aus meinem Stalle zurück.“ — „Wenn Saad nicht durch Geschäfte abgehalten ist,“ versetzte Saadi, „so bin ich es herzlich gern zufrieden.“ — „Ich habe nie welche,“ meinte Saad, „wenn davon die Rede ist, deine Gesellschaft zu genießen. Aber wir müssen nach Hause melden lassen, daß sie nicht auf uns zu warten haben.“ — Ich rief dazu einen Sklaven, und während sie ihm ihre Aufträge gaben, bestellte ich das Abendessen.

Bis es Zeit zum Essen war, zeigte ich meinen Wohlthätern mein Haus und was dazu gehörte, das sie für meinen Stand als sehr zweckmäßig fanden. Ich nannte Beide ohne Unterschied meine Wohlthäter, weil mir Saad ohne Saadi das Stück Blei nicht gegeben hätte, und Saadi ohne Saad mir die vierhundert Goldstücke nicht geschenkt haben würde, welche ich für die Quelle meines Glücks hielt. Dann führte ich sie in den Saal zurück, wo sie mich Mehres über mein Geschäft fragten, das ich zu ihrer Zufriedenheit beantwortete. Nachdem

mir gemeldet wurde, das Essen sei aufgetragen, was in einem andern Saale geschehen war, so geleitete ich sie dahin und Beide konnten sich über die glänzende Erleuchtung desselben, die nette Einrichtung und die wohlschmeckenden Speisen nicht genug wundern. Unter dem Essen ließ ich sie auch durch Musik und Gesang unterhalten und nachher trat eine Gesellschaft Tänzer und Tänzerinnen auf und folgten andre Lustbarkeiten, Alles um ihnen bestmöglichst zu beweisen, wie sehr ich von Dankbarkeit gegen sie durchdrungen sei. — Am Morgen darauf begaben wir uns vor Sonnenaufgang an den Strom, um die Kühlung zu genießen. Eine nette und mit Teppichen ausgelegte Barke erwartete uns dort und sechs tüchtige Ruderer und die Strömung brachten uns in etwa anderthalber Stunde nach meinem Landsitze.

Beim Aussteigen blieben die beiden Freunde weniger um seines Aeußeren als seiner herrlichen Lage willen verwundert stehen, die nach allen Seiten die schönsten, weder zu beschränkten noch zu ausgedehnten Ansichten darbot. Ich führte sie dann in die Gemächer und machte sie auf die Einrichtung und die Bequemlichkeiten derselben aufmerksam. Sie fanden alles sehr hübsch und wir gingen nun in den Garten, wo ihnen ein Wäldchen mit Blüthen und Früchten beladener Pomeranzen- und Citronenbäume am besten gefiel, welches in regelmäßigen Reihen angepflanzt war und mittelst eines vom Strome hergeleiteten, beständig fließenden Bächleins bewässert wurde. Der Schatten, die Frische bei der größten Sonnenhitze, das sanfte Murmeln des Wassers, der Gesang

zahlloser Vögel und mehre andre Annehmlichkeiten überraschten sie so, daß sie fast bei jedem Schritte stehen blieben, bald um mir ihre Erkenntlichkeit zu beweisen, daß ich sie an einen so köstlichen Ort gebracht habe, bald um mir zur Erwerbung desselben Glück zu wünschen und andre Artigkeiten zu sagen. Ich führte sie bis an's Ende dieses sehr langen und breiten Wäldchens, und machte sie dort auf ein Gehölz hoher Waldbäume aufmerksam, welches meinen Garten begrenzt. Dann brachte ich sie zu einem nach allen Seiten offenen, von einer Gruppe Palmen beschatteten Kiosk, die jedoch die freie Aussicht nicht beeinträchtigten, und lud sie ein, hinein zu treten und auf einem mit Teppichen und Polstern belegten Sopha sich auszuruhen.

Wir hatten auf meinem Landsitze zwei meiner Söhne gefunden, die ich unlängst mit ihrem Lehrer zur Erholung dahin geschickt hatte. Sie waren tiefer in das Gehölz gegangen, um Vogelnester zu suchen und gewahrten endlich eins zwischen den Aesten eines hohen Baumes. Da es ihnen an Kraft und Geschick fehlte, um selbst hinaufklettern zu können, so hießen sie dem Sklaven, welchen ich ihnen mitgegeben hatte, er solle die jungen Vögel herunterholen. Dieser stieg also hinauf und als er das Nest erreichte, sah er zu seinem Erstaunen, daß es in einem Turbane angelegt sei. Er nahm also das Nest wie es war und stieg damit vom Baume herab, um diese Merkwürdigkeit meinen Söhnen zu zeigen. Zugleich machte er sie aber aufmerksam, daß ich es wohl auch gern sehen würde und gab es dem Aeltesten,

damit er mir es bringen möge. Ich sah sie jetzt schon von Weitem mit jenem Frohlocken kommen, wie es Kinder zu äußern pflegen, die ein Nest gefunden haben. „Vater!" rief der Aelteste, „sieh da, ein Nest in einem Turbane." — Saadi und Saad waren nicht weniger über diese Sonderbarkeit erstaunt als ich, doch ward ich es bald noch weit mehr, indem ich den mir vom Geier entführten Turban wieder erkannte. Nachdem ich ihn mit Erstaunen von allen Seiten betrachtet und auch angemessen schwer gefunden hatte, fragte ich meine Gäste: „Edle Herren, würdet ihr euch wohl darauf besinnen, wenn ich euch versicherte, dies sei derselbe Turban, welchen ich an dem Tage trug, wo ihr mir zum ersten Mal die Ehre erzeigtet mit mir zu sprechen?"

„Ich glaube nicht," versetzte Saad, „daß Saadi sich mehr davon gemerkt haben wird, als ich. Indessen würden wir ja Beide nicht daran zweifeln können, wenn sich die hundert und neunzig Goldstücke darin finden." — „Bevor ich ihn anrühre," erwiederte ich, „bemerkt wenigstens, daß er sich nicht erst seit heute auf dem Baume befinden kann, und daß der Zustand, worin ihr ihn sehet, so wie das Nest, welches so bequem darin angelegt ist, ohne daß eine menschliche Hand es berührte, sichre Zeichen sind, daß er seit dem Tage dort war, wo ihn mir der Geier raubte und ihn entweder auf jenen Baum legte oder in der Luft so verlor, daß er zwischen den Aesten jenes Baumes hängen blieb. Entschuldigt meine Bemerkung; es liegt mir zu viel daran, euch jeden Argwohn von Betrug meinerseits zu beneh-

men.“ — Saad unterstützte mich in meiner Absicht. „Saadi,“ sprach er, „das geht dich an und nicht mich, da mir Hassan's Wahrhaftigkeit nie zweifelhaft war.“ — Während dem wickelte ich die Leinwand von der eigentlichen Mütze des Turbans und zog den Beutel heraus, welchen Saadi sofort für den mir gegebenen erkannte. Ich leerte ihn vor ihren Augen auf den Teppich und sagte: „da sind die Goldstücke; zählt selbst, ob sie richtig sind.“ Saad zählte sie in Reihen zu zehn auf, bis die Zahl hundert und neunzig voll war und Saadi, der eine so sichtliche Wahrheit nicht läugnen konnte, äußerte nun: „Hassan, ich gebe zu, daß diese hundert und neunzig Goldstücke nichts zu deinem Reichthum beitragen konnten; allein die hundert und neunzig andern, welche du in einem Kleiengefäß versteckt haben willst, waren das sehr gut im Stande.“

„Ich habe,“ erwiederte ich, „in Bezug auf diese letzte Summe so gut die Wahrheit gesprochen, wie in Rücksicht der ersteren. Ihr werdet nicht wollen, daß ich widerrufen soll, um euch eine Lüge zu sagen.“ — „Hassan,“ meinte Saad, „laß Saadi bei seiner Ansicht. Ich bin es herzlich gern zufrieden, daß er glaubt, du verdanktest ihm durch die letztere Summe die Hälfte deines Glücks, wenn er nur zugiebt, daß ich durch das Stück Blei auch dazu beigetragen habe, und den Fund des kostbaren Diamanten im Fische nicht in Zweifel zieht.“ — „Saad,“ erwiederte Saadi, „ich bin Alles zufrieden, wenn du mir zu glauben erlaubst, daß man Geld nur durch Geld anhäuft.“ — „Wie?“ erwiederte Saad, „wenn

ich nun zufällig einen Diamanten von funfzigtausend Goldstücken an Werth fände und diese Summe auch dafür erhielte, hätte ich sie denn durch Geld erworben?" — Dabei hatte der Streit vorläufig sein Bewenden. Wir standen auf und kehrten in's Haus zurück, wo das Mittagsmahl unsrer wartete. Nach dem Essen ließ ich meinen Gästen die Freiheit, die heißesten Stunden über zu ruhen, während ich meinen Leuten die nöthigen Befehle gab. Nachher gesellte ich mich wieder zu ihnen, und wir sprachen von verschiednen Dingen, bis die ärgste Hitze vorüber war. Dann gingen wir wieder in den Garten, wo wir fast bis Sonnenuntergang blieben. Hierauf stieg ich mit den beiden Freunden zu Pferde, und in Begleitung eines Sklaven kamen wir etwa um zwei Uhr Nachts, bei schönem Mondschein, nach Bagdad.

Ich weiß nicht durch welche Nachlässigkeit meiner Leute es bei mir an Gerste für die Pferde fehlte. Die Magazine waren geschlossen und auch zu weit, um noch so spät dort neuen Vorrath zu holen. Indem nun einer von meinen Sklaven in der Nachbarschaft nachfragte, fand er ein Gefäß mit Kleien in einem Laden. Er kaufte sie und bekam das Gefäß unter der Bedingung mit, es den andern Tag zurückzubringen. Der Sklave schüttete die Kleien in die Krippe, und indem er sie vor den Pferden gleichmäßig ausbreitete, bekam er ein zugebundnes und schweres Tuch in die Hand. Er brachte es mir, so wie er es gefunden hatte, indem er sagte, es wäre vielleicht das Tuch, von dem er mich so oft habe sprechen hören und erzählte, wie er dazu gekommen sei.

Voller Freude sprach ich zu meinen Wohlthätern: „Edle Herrn, Gott will nicht, daß ihr mich verlaßt, ohne von der Wahrheit dessen vollkommen überzeugt zu sein, was ich euch gesagt habe. Hier sind," fuhr ich, zu Saadi gewendet, fort, „die übrigen hundert und neunzig Goldstücke; ich erkenne sie an dem Tuche da." Ich knüpfte nun das Tuch auseinander und zählte ihnen die Summe hin. Auch das Gefäß ließ ich herbei bringen und erkannte es wieder, worauf ich es meiner Frau schickte und sie fragen ließ, ob sie es nicht kenne, jedoch mit dem Befehl, ihr nichts von dem Vorgefallenen zu sagen. Sie erkannte es gleich und ließ mir sagen, daß es dasselbe Gefäß sei, was sie gegen Waschthon vertauscht habe. Saadi gab sich nun gefangen und sagte zu Saad: „Du hast Recht, Geld ist nicht immer ein sichres Mittel reich zu werden." — Darauf nahm ich das Wort und sprach zu Saadi: Ich unterstehe mich nicht, euch die Zurücknahme der dreihundertundachtzig Goldstücke zuzumuthen, welche wieder zum Vorschein gekommen sind. Aber auch ich mag sie nicht behalten und bin mit dem zufrieden, was mir Gott sonst bescheert hat. Ich rechne daher auf eure Beistimmung, wenn ich sie morgen den Armen gebe, auf daß sie uns Allen jenseits zu Gute kommen."

Die beiden Freunde brachten noch diese Nacht bei mir zu. Am Morgen umarmten sie mich und kehrten nach Hause zurück, sehr erfreut über die Aufnahme, welche sie gefunden, so wie darüber, daß ich ein Glück nicht mißbrauche, welches ich, nächst Gott, ihnen verdankte. Ich ermangelte nicht, jedem besonders meinen Besuch und meinen

Dank abzustatten, und seitdem halte ich's für eine große Ehre, sie ferner besuchen und als Freunde behandeln zu dürfen."

Harun Alraschyd hatte dem Khodjah Hassan solche Aufmerksamkeit geschenkt, daß erst sein Schweigen ihm das Ende seiner Geschichte verrieth. „Hassan," sprach er, „ich habe lange nichts mit so viel Vergnügen gehört, als von den wunderbaren Wegen, auf welchen es Gott gefallen hat dein Glück zu machen. Fahre fort, dich dessen werth zu zeigen. Ich freue mich, dir sagen zu können, daß jener Diamant, durch welchen du reich wurdest, sich in meinem Schatze befindet. Weil aber Saadi wegen der seltenen Eigenschaften dieses Steines, welchen ich für das kostbarste und bewundernswertheste Stück meiner Schätze halte, noch immer in Zweifel sein könnte, so bringe ihn und Saad hierher, auf daß ihnen mein Schatzaufseher den Diamanten zeige und Saadi anerkenne, wie das Geld nicht allemal ein sichres Mittel für einen Armen sei, um schnell und ohne viel Mühe reich zu werden. Auch will ich, daß du meinem Schatzaufseher deine Geschichte erzählst, damit er sie niederschreiben lassen und mit dem Diamanten aufbewahren kann."

Der Khalyf gab hierauf Khodjah Hassan, Sidi Numann und Baba Abdallah durch eine Neigung des Hauptes seine Zufriedenheit zu erkennen und sie warfen sich zum Abschiede vor dem Throne nieder und entfernten sich nachher.

Aly Baba und die vierzig Räuber.

473.—495. Nacht.

„In einer persischen Stadt an den Grenzen eures Reiches,“ erzählte die Sultanin Scheherasade ihrem Gemahle, „lebten einmal zwei Brüder, von denen einer Kassim, der andre Aly Baba hieß. Ihr Vater hatte ihnen nur wenig Vermögen hinterlassen und da sie dieses gleichmäßig theilten, so schien es, als hätten auch ihre Glücksumstände gleich sein müssen. Der Zufall wollte das jedoch anders, indem Kassim eine Frau nahm, welche bald nach der Verheirathung die Erbin eines wohlversehenen Kaufmannsladens, einer Niederlage voll gangbarer Waaren und eines Grundbesitzes wurde, wodurch er plötzlich sorgenfrei und einer der reichsten Kaufleute in der Stadt war.

Aly Baba hatte dagegen eine Frau geheirathet, die so dürftig wie er selbst war, wohnte sehr armselig und hatte keinen andern Erwerb, um sich und seine Familie zu ernähren, als in einem nahen Walde Holz zu fällen und es auf drei Eseln, welche sein ganzes Besitzthum bildeten, zum Verkauf in die Stadt zu schaffen. Als er eines Tags auch im Walde war und ziemlich seine Ladung Holz beisammen hatte, sah er eine dichte Staubwolke aufsteigen und grade auf sich zukommen. Indem er genauer hinblickte, erkannte er einen starken Trupp Reiter, die sich rasch näherten. Obgleich man nun in der Gegend von Räubern nichts wußte, argwohnte Aly Baba doch, diese Reiter könnten welche sein. Ohne daher an seine Esel zu denken, ging er auf

Sicherung seiner Person aus und kletterte auf einen starken Baum, dessen Aeste in geringer Höhe dicht belaubt waren, und versteckte sich da mit um so größrer Zuversicht, als er alles sehen konnte, was vorging, ohne doch selbst bemerkt zu werden.

Die Reiter waren große, starke Leute, alle gut beritten und bewaffnet, und machten bei dem Felsen Halt und saßen ab. Aly Baba zählte ihrer vierzig und zweifelte nach ihrem Aussehen und ihrer Rüstung nicht mehr, daß es wirklich Räuber wären. Er irrte sich auch nicht; allein sie trieben ihre Plündereien stets sehr weit von hier, wo sie blos Zusammenkünfte hielten. Was er sie thun sah, bestärkte ihn in dieser Ansicht. Die Reiter zäumten ihre Pferde ab, banden sie an, hingen ihnen Futtersäcke voll Gerste an, die sie hinter sich befestigt hatten und packten ihre Felleisen ab, von denen die mehrsten Aly Baba so schwer vorkamen, als wenn sie voll Gold- und Silbergeld wären. Der Stattlichste von allen, welchen Aly Baba für den Hauptmann hielt, näherte sich mit seinem Felleisen dem Felsen unweit des Baumes, auf welchen Aly Baba sich geflüchtet hatte, bahnte sich einen Weg durch das Gebüsch und sprach so deutlich, daß Aly Baba es hörte: „Sesam, öffne dich!“ — Alsbald that sich eine Thür auf, und nachdem er alle seine Leute voraus hineingehen hatte lassen, folgte er nach und die Thür schloß sich wieder.

Die Räuber blieben lange in dem Felsen, und weil Aly Baba fürchtete, einer oder alle möchten grade in dem Augenblicke herauskommen, wo er sein Versteck verließe, um sich davon zu machen, mußte er die Sache auf dem Baume geduldig abwar-

ten. Endlich ging jedoch die Thür wieder auf, die vierzig Räuber traten heraus, zuerst der Hauptmann, welcher die übrigen an sich vorüberziehen ließ. Zuletzt hörte Aly Baba, daß sich der Felsen auf die Worte: „Sesam, schließe dich!" wieder zuthat. Alle gingen zu ihren Pferden zurück, zäumten sie auf, befestigten die Felleisen wieder, stiegen auf und als alle fertig waren, setzte der Hauptmann sich an die Spitze und ritt mit ihnen denselben Weg davon, welchen sie gekommen waren. Darum verließ aber Aly Baba nicht sogleich seinen Baum. „Sie könnten etwas vergessen haben," dachte er, „es holen wollen und mich ertappen." Erst lange nachdem er sie aus dem Gesicht verloren, stieg er herab, und da er die Worte gemerkt hatte, durch welche der Räuberhauptmann die Thür geöffnet und verschlossen hatte, so wollte er versuchen, ob sie aus seinem Munde dieselbe Wirkung hätten. Er kroch also durch's Gebüsch, erblickte die davon versteckte Thür und sagte: „Sesam, öffne dich!" und augenblicklich ging sie weit auf.

Aly Baba hatte eine finstre Höhle zu finden erwartet, sah aber zu seiner Ueberraschung ein weites, hohes und helles, von Menschenhand ausgehauenes Gewölbe vor sich, welches durch eine oben angebrachte Oeffnung sein Licht erhielt. Es befanden sich darin große Mundvorräthe, hoch übereinander aufgestapelte Ballen von kostbaren Waaren, Seidenstoffe, Brokate, kostbare Teppiche, hauptsächlich aber ganze Haufen von Gold- und Silbermünzen und damit angefüllten Lederbeuteln. Beim Anblick aller dieser Dinge kam es ihm vor, als sei diese Grotte durch Jahrhunderte ununterbrochen von

Räubern zur Niederlage benutzt worden. Uebrigens war Aly Baba nicht zweifelhaft was er zu thun habe. Er trat in das Gewölbe, dessen Thür sich sogleich hinter ihm schloß; allein das kümmerte ihn nicht, da er sie wieder zu öffnen wußte. Beim Silber hielt er sich nicht auf, wohl aber beim Golde und hauptsächlich bei dem in Beuteln, wovon er auf mehre Male so viel hinaustrug, als zur Ladung für seine drei Esel genug war, die er aber erst wieder aufsuchen mußte. Als er sie beisammen hatte, lud er ihnen die Geldsäcke auf und um sie zu verbergen, packte er Holz darüber. Sobald er damit fertig war, ging er an die Thür und hatte kaum: „Sesam, schließe dich!" gesprochen, als sich die Thür schloß; denn so oft er hineinging, hatte sie sich von selbst geschlossen, war aber stets bei seinem Herausgehen offen geblieben.

Aly Baba kehrte nun in die Stadt zurück, brachte zu Hause seine Esel in einen kleinen Hof, dessen Thür er sorgfältig verschloß, lud das wenige Holz ab, was seinen Schatz bedeckte und trug die Beutel in's Haus, wo er sie vor seiner Frau, die auf einem Sopha saß, nach der Reihe niederlegte. Sie untersuchte die Beutel, und da sie voll Geld waren, argwöhnte sie, ihr Mann habe sie gestohlen. Daher hob sie an, als er sie alle hereingetragen hatte: „Aly Baba, solltest du so elend gewesen sein. — —" Er unterbrach sie aber: „Ruhig, liebe Frau, ich bin kein Dieb; man müßte es denn werden, indem man Räubern etwas nimmt. Du wirst deinen Argwohn fahren lassen, wenn ich dir mein Glück erzählt haben werde." Er schüttete nun das Gold alles auf einen Haufen, so daß seine

Frau ganz davon geblendet wurde. Dann erzählte er ihr sein Abenteuer und empfahl ihr vor allen Dingen davon zu schweigen. Sie freute sich nun mit ihrem Manne des unverhofften Glücks und wollte das Gold Stück für Stück zählen. Aly Baba sagte jedoch: „Frau, du bist nicht gescheit; wann würdest du damit fertig werden? Ich will das Gold vielmehr auf der Stelle vergraben; damit ist keine Zeit zu verlieren.“ — „Es wäre aber doch gut,“ erwiederte die Frau, „wenn wir wenigstens ungefähr wüßten, wie viel es ist. Ich will mir ein kleines Maß in der Nachbarschaft borgen, und es damit messen, während du die Grube machst.“ — „Allein wozu soll das nützen?“ meinte Aly Baba. „Wenn du mir folgen wolltest, so ließest du es sein. Mache indessen was du willst, nur vergiß nicht, verschwiegen zu sein.“

Aly Baba's Frau ging zu ihrem Schwager Kassim, der in der Nähe wohnte und da er nicht zu Hause war, bat sie seine Frau, ihr auf einige Augenblicke ein kleines Maß zu leihen. Diese war gern dazu bereit und ersuchte sie nur einen Augenblick zu warten, sie wolle sogleich eins holen. Sie ging auch danach, ihre Neugier aber, zu wissen was der arme Aly Baba für Getreide zu messen habe, gab ihr ein, das Maß unten mit etwas Talg zu bestreichen. Dann brachte sie es ihrer Schwägerin und entschuldigte sich wegen ihres langen Außenbleibens damit, daß sie es nicht gleich habe finden können. Aly Baba's Frau ging nach Hause, setzte das Maß auf den Goldhaufen, füllte es und schüttete es nicht weit davon auf's Sopha, bis sie fertig und mit der gefundenen Anzahl von

Maßen sehr zufrieden war. Während dann ihr Mann das Gold vergrub, trug sie, um ihrer Schwägerin ihre Pünktlichkeit zu zeigen, das Maß wieder zu ihr hin, aber ohne darauf zu achten, daß unten ein Goldstück daran kleben geblieben war. „Dahier, Schwägerin," sagte sie; „ihr seht, daß ich euer Maß nicht lange behalten habe; ich sage euch meinen schönsten Dank dafür." — Sie hatte kaum den Rücken gewendet, als Kassim's Frau das Maß von unten besah und zu ihrem unaussprechlichen Erstaunen ein Goldstück daran fand. Augenblicklich bekam der Neid Gewalt über sie und sie sagte: „Wie! Aly Baba besitzt Gold maßweise! Wo hat es der Elende her?"

Ihr Mann Kassim war, wie erwähnt, nicht zu Hause, sondern in seinem Laden, aus dem er Abends erst zurückkam. Die Zeit bis dahin kam ihr wie eine Ewigkeit vor bei ihrer großen Ungeduld, ihm eine Neuigkeit mitzutheilen, über welche er eben so verwundert sein mußte, wie sie. Als er nun endlich nach Hause kam, sagte sie zu ihm: „Kassim, du hieltest dich für reich, bist aber im Irrthum; Aly Baba ist unendlich reicher. Er zählt sein Geld nicht wie du, sondern mißt es." — Da Kassim eine Erklärung dieses Räthsels verlangte, erzählte sie ihre List und zeigte ihm das Goldstück, welches so alt war, daß er den Namen des Fürsten darauf nicht kannte. Anstatt aber sich über das Glück seines Bruders zu freuen, ließ tödtlicher Neid Kassim die ganze Nacht nicht schlafen. Den andern Tag ging er noch vor Sonnenaufgang zu ihm und da er ihn seit seiner Verheirathung mit der reichen Wittwe nicht mehr als Bruder behandelte und die-

sen Namen vergessen hatte, so begann er: „Aly Baba, du bist sehr zurückhaltend in deinen Angelegenheiten und spielst den Armen, den Elenden, den Bettler, während du das Gold mit Scheffeln mißt.“ — „Lieber Bruder,“ erwiederte Aly Baba, „ich weiß nicht, was du willst; sprich deutlicher.“ „Verstelle dich nur nicht,“ versetzte Kassim. „Wie viel solche Stücke hast du wie dies hier, was meine Frau unten an dem Maße kleben fand, welches die deine gestern von ihr borgte?“ — Daraus sah Aly Baba, daß Kassim und seine Frau durch die Grille seiner eignen Frau schon wußten, was er so gern geheim gehalten hätte; indeß ließ sich der Fehler nicht wieder gut machen. Ohne daher im Geringsten Verwundrung oder Aerger zu äußern, gestand er seinem Bruder die Sache und bot ihm an, wenn er das Geheimniß bewahren wolle, den Schatz mit ihm zu theilen. „Das versteht sich von selbst,“ erwiederte Kassim stolz; „allein ich will auch genau den Ort dieses Schatzes, seine Merkmale und Kennzeichen wissen, und wie ich selbst beliebig dahin kommen kann, sonst zeige ich dich bei den Gerichten an. Du hast alsdann nicht nur nichts mehr zu hoffen, sondern wirst selbst verlieren, was du schon hast, während ich für die Anzeige meinen Theil bekommen werde.“

Mehr aus natürlicher Gutmüthigkeit, als aus Furcht vor den übermüthigen Drohungen seines Bruders, gab Aly Baba die gewünschte Auskunft; selbst die geheimen Worte, auf welche die Thür sich öffnete und schloß, theilte er ihm mit. Weiter wollte Kassim nichts. Mit dem Vorsatze, sich des Schatzes allein zu bemächtigen, brach er am folgen-

den Morgen früh vor Tage mit zehn Mauleseln auf, welche große Kisten trugen, die er zu füllen und das nächste Mal noch eine größere Zahl mitzunehmen gedachte, nach Verhältniß der Ladungen, welche er in der Grotte finden würde. Er verfolgte den von Aly Baba beschriebenen Weg, gelangte an den Felsen und erkannte die Merkmale so wie den Baum, auf dem sein Bruder versteckt gewesen. Auch die Thür fand er und auf die Worte: „Sesam, öffne dich!" that sie sich auf und schloß sich wieder, sobald er hineingetreten war. Mit Erstaunen fand Kassim in der Grotte noch weit mehr Schätze, als er nach seines Bruders Erzählung vermuthet hatte, und seine Verwundrung stieg mit der genauern Untersuchung der Gegenstände. Als Geizhals und Liebhaber von Kostbarkeiten, was er war, hätte er den ganzen Tag seine Augen an diesen Haufen Goldes weiden mögen, wenn ihm nicht eingefallen wäre, daß er ja seine zehn Maulesel damit habe beladen wollen. Er nahm daher so viel Säcke als er tragen konnte, indem er aber an die Thür kam, und eher an alles Andre dachte, als an das, worauf es jetzt am meisten ankam, hatte er das erforderliche Wort vergessen, und statt Sesam sagte er: „Gerste, öffne dich." Verwundert sah er, daß die Thür zublieb und nannte mehre andre Getreidearten, ohne daß die Thür sich bewegte. Darauf war Kassim freilich nicht gefaßt und Entsetzen ergriff ihn bei dem Gedanken an seine Gefahr. Jemehr er sich aber bemühte sich des Wortes Sesam zu erinnern, desto mehr verwirrte er sein Gedächtniß und bald war es für ihn so gut wie nicht vorhanden. Er warf die

Säcke, mit denen er sich beladen, zu Boden, ging mit großen Schritten in dem Gewölbe auf und ab und alle die Reichthümer um ihn herrührten ihn nicht mehr.

Gegen Mittag kehrten die Räuber nach ihrer Grotte zurück und als sie von ferne schon Kassim's Maulesel um den Felsen herum erblickten, sprengten sie, unruhig darüber, mit verhängtem Zügel heran. Die Maulesel waren nicht einmal angebunden, sondern weideten frei, und flüchteten daher nach allen Richtungen. Die Räuber nahmen sich nicht die Mühe, den Mauleseln nachzueilen; es lag ihnen mehr daran, ihren Besitzer zu entdecken. Während zu dem Ende einige von ihnen die Runde um den Felsen machten, stieg der Hauptmann mit den übrigen ab und ging mit dem Säbel in der Hand, grade nach der Thür, welche sich nach den gewöhnlichen Worten öffnete. Kassim hatte im Gewölbe den Hufschlag gehört, und war von der Ankunft der Räuber wie von seinem nahen Untergange gleich fest überzeugt. Um indeß wenigstens einen Versuch zu seiner Rettung zu machen, hielt er sich bereit, sobald die Thür aufgehen würde, hinauszustürzen. Er stürmte auch so heftig hinaus, daß er den Hauptmann umrannte. Allein er fiel den übrigen Räubern in die Hände und ward von ihnen auf der Stelle niedergehauen. Die Räuber gingen nun in die Grotte, wo sie an der Thür die von Kassim dahin getragenen Säcke fanden, und sie wieder an ihren Platz legten, ohne die zu vermissen, welche Aly Baba früher mitgenommen hatte. Indem sie dann mit einander über dies Ereigniß berathschlagten, begriffen sie wohl, wie Kassim habe aus der

Grotte herauskommen können, allein nicht wie er hinein gekommen sei. Die Oeffnung oben, durch welche das Licht hereinfiel, war so hoch und der Felsen von außen so unzugänglich, daß er da nicht hineingekommen sein konnte. Gleichwohl waren sie auch überzeugt, daß außer ihnen Niemand das Geheimniß kenne, die Thür zu öffnen.

Mochte indeß die Sache gekommen sein wie sie wollte, so galt es jetzt die Sicherstellung ihres gemeinschaftlichen Schatzes und sie kamen überein, Kassim's Leiche zu viertheilen und so im Innern der Grotte an der Thür hinzulegen. Sie glaubten dadurch jeden, der eine ähnliche Unternehmung wagen sollte, davon abzuschrecken und wollten selbst erst in einiger Zeit zurückkehren, wenn der Verwesungsdunst der Leiche sich verzogen haben würde. Sie führten diesen Entschluß sogleich aus, schlossen ihre Schatzkammer und ritten davon, um Raub und Beute zu suchen.

Kassim's Frau gerieth in große Besorgniß, als ihr Mann nach Einbruch der Nacht noch nicht zurückgekommen war. Sie eilte in ihrer Unruhe zu Aly Baba und sagte zu ihm: „Schwager, ihr wißt wohl, daß euer Bruder Kassim in den Wald gegangen ist und warum? Er ist noch immer nicht wieder da, und ich fürchte, daß ihm ein Unglück zugestoßen ist.“ — Aly Baba hatte seines Bruders Absicht vermuthet und war an diesem Tage nicht in den Wald gegangen, um nicht Veranlassung zu Streit zu geben. Ohne seiner Schwägerin irgend einen Vorwurf zu machen, der sie oder ihren Gatten, wenn er noch lebte, hätte beleidigen können, erwiederte er, sie solle sich nur beruhigen, Kassim

wolle gewiß absichtlich erst spät in der Nacht nach der Stadt zurückkehren. Der Frau schien dies um so glaubhafter, da sie wohl einsah, wie viel darauf ankomme, daß ihr Mann die Sache geheim hielt. Sie ging also nach Hause und wartete geduldig bis Mitternacht. Nun aber verdoppelte sich ihre Angst und quälte sie um so mehr, da sie dieselbe nicht durfte laut werden lassen, weil die Veranlassung dazu geheim bleiben mußte. Zu spät bereute sie jetzt ihre thörichte Neugier, aus verwerflichem Neid sich in die Angelegenheiten ihres Schwagers und ihrer Schwägerin gemischt zu haben, und brachte die Nacht unter Thränen zu. Mit Tagesanbruch war sie wieder bei ihren Verwandten, denen sie mehr durch Thränen, als durch Worte zu erkennen gab, was sie herführe.

Aly Baba ließ sich nicht erst von seiner Schwägerin bitten nachzusehen, was aus Kassim geworden sei, sondern brach sogleich mit seinen drei Eseln auf, nachdem er ihr noch empfohlen hatte, ihren Schmerz zu mäßigen. Beim Felsen angelangt, ohne unterwegs weder seinen Bruder, noch dessen zehn Maulesel bemerkt zu haben, machten ihn die Blutspuren in der Nähe der Thür stutzig, und schienen ihm kein gutes Zeichen. Er sprach die bekannten Worte, die Thür öffnete sich und jetzt erfüllte ihn der traurige Anblick der geviertheilten Leiche seines Bruders mit Entsetzen. Er bedachte sich jedoch nicht lange, demselben, trotz seiner unbrüderlichen Gesinnungen, die letzte Ehre zu erweisen und fand in der Grotte leicht, was er brauchte, um aus den gräßlichen Ueberresten zwei Bündel zu machen, womit er einen seiner Esel belud. Rings=

herum packte er Holz, daß man nichts davon gewahr wurde und die zwei andern Esel belud er eben so mit Goldsäcken. Hierauf verließ er unverzüglich die Höhle, schloß die Thür, verweilte aber aus Vorsicht am Saume des Waldes so lange, daß er erst in der Nacht zur Stadt kam. Hier brachte er nur die zwei mit Gold beladenen Esel in sein Haus und überließ es seiner Frau, sie abzupacken, indem er sie mit wenig Worten von Kassim's Schicksal unterrichtete; den dritten Esel führte er zu seiner Schwägerin. Hier öffnete die Thür auf sein Pochen eine Sklavin, welche Morgiane hieß und die ihm als eine gewandte und erfinderische, bei den schwierigsten Dingen zu brauchende Person bekannt war. Sobald er sich daher im Hofe befand, nahm er dem Esel das Holz und die beiden Bündel ab und sagte heimlich zu Morgiane: „Zunächst verlange ich von dir unverbrüchliches Stillschweigen; du wirst gleich sehen, wie viel deiner Gebieterin und mir daran liegen muß. In diesen Bündeln da befindet sich der Leichnam deines Herrn, und es gilt nun ihn zu beerdigen, als ob er eines natürlichen Todes gestorben wäre. Ich will jetzt mit deiner Herrin reden und merke wohl, was ich ihr sagen werde."

Morgiane meldete ihn bei Kassim's Frau und als Aly Baba zu ihr eintrat, fragte sie ungeduldig, was er für Nachricht bringe? „Auf eurem Gesicht lese ich nichts Tröstliches," setzte sie hinzu. „Schwägerin," antwortete Aly Baba, „ich kann euch nichts sagen, bevor ihr mir versprochen habt, mich ausreden zu lassen, ohne den Mund zu öffnen. Nach dem Vorgefallenen muß euch eben so viel wie

mir daran liegen, um eures Wohls und eurer Ruhe willen die größte Verschwiegenheit zu beobachten.'' — ,,Ach!'' seufzte sie, ,,diese Einleitung verräth mir, daß mein armer Mann nicht mehr am Leben ist; zugleich sehe ich aber auch die Nothwendigkeit der von euch gefoderten Verschwiegenheit ein. Ich muß mir schon Gewalt anthun; sprecht also.'' — Darauf erzählte ihr Aly Baba Alles, was er gefunden bis zu seiner Rückkehr mit Kassim's Leiche und schloß mit den Worten: ,,Schwägerin, euer Schmerz muß um so größer sein, je weniger ihr darauf gefaßt waret. Das Geschehene läßt sich zwar nicht mehr ändern, wenn euch jedoch etwas trösten kann, so biet' ich euch an, mein geringes Vermögen mit dem euren durch eine Heirath zu verbinden, indem ich euch versichre, daß meine Frau darüber nicht eifersüchtig sein wird, und daß ihr euch recht gut mit einander vertragen werdet. Wenn euch mein Vorschlag gefällt, so müssen wir so zu Werke gehen, daß mein Bruder eines natürlichen Todes gestorben zu sein scheint, wofür ihr mich und Morgiane nur sorgen zu lassen braucht.''

Hätte Kassim's Wittwe etwas Besseres thun können, als ihr Aly Baba vorschlug? Zu dem Vermögen, das ihr durch den Tod ihres ersten Mannes zufiel, bekam sie einen zweiten und reicheren als sie, und der es noch viel mehr werden konnte. Sie betrachtete also den Antrag als einen sehr vernünftigen Trostgrund, und indem sie ihre Thränen trocknete und zu klagen aufhörte, bezeigte sie hinlänglich ihre Zustimmung. Aly Baba verließ sie in dieser Gemüthsverfassung und kehrte mit seinem Esel nach Hause zurück, schärfte aber zuvor

Morgianen ein, ihre Rolle gut zu spielen. Diese Sklavin entfernte sich zugleich mit Aly Baba, um zu einem nahen Apotheker zu gehen. Sie klopfte an seinen Laden und als geöffnet wurde, foderte sie eine Art bei gefährlichen Krankheiten sehr heilsamer Arzneiplätzchen. Der Apotheker gab sie ihr und fragte, wer bei ihrem Herrn krank sei. Tief seufzend gab sie zur Antwort: „Ach! Kassim, mein guter Herr, selbst. Man wird aus seiner Krankheit nicht klug; er spricht nicht und kann nichts genießen.“ Dann entfernte sie sich mit der Arznei, von der allerdings Kassim keinen Gebrauch mehr machen konnte.

Tags darauf ging Morgiane zu demselben Apotheker und verlangte weinend eine Essenz, die man Kranken gewöhnlich nur zu reichen pflegte, wenn sie in der höchsten Gefahr schweben. „Ach!“ sagte sie tiefbetrübt, indem sie dies Mittel vom Apotheker empfing, „ich fürchte sehr, es wird nicht mehr helfen wie das vorige. O, was für einen guten Herrn verliere ich!“ — Da man auch Aly Baba und seine Frau den Tag über sehr niedergeschlagen bei Kassim ab und zu gehen sah, wunderte sich Niemand, Abends das Klaggeschrei von Kassim's Frau und hauptsächlich von Morgiane zu hören, welches Kassim's Tod verkündete. Am folgenden Tage früh suchte Morgiane einen alten, ehrlichen Schuhflicker auf, von welchem sie wußte, daß er seinen Laden immer zuerst und lange vor den übrigen öffnete. Sie drückte ihm sogleich bei der ersten Begrüßung ein Goldstück in die Hand. Der Schuhflicker war aller Welt unter dem Namen Baba Mustafa und als ein lustiger Kauz bekannt. Er

besah das Geldstück und erwiederte, als er bemerkte, daß es Gold sei: „Ein schönes Handgeld! Was beliebt? Ich bin zu Allem bereit.“

„Baba Mustafa,“ begann Morgiane, „nehmt was ihr zum Nähen braucht und kommt sogleich mit mir; aber unter der Bedingung, daß ihr euch an einem bestimmten Orte die Augen verbinden laßt.“ — Hierauf machte Baba Mustafa Schwierigkeiten. „Ei!“ rief er aus, „ich soll also etwas wider mein Gewissen oder meine Ehre thun?“ — „Gott behüte mich,“ meinte Morgiane, indem sie ihm wieder ein Goldstück in die Hand drückte, „daß ich von euch etwas verlangen sollte, was ihr nicht in allen Ehren thun könntet. Kommt nur unbesorgt.“ — Mustafa ließ sich führen, und nachdem ihm Morgiane an der bezeichneten Stelle die Augen mit einem Schnupftuche verbunden hatte, brachte sie ihn in Kassim's Haus und nahm ihm das Tuch erst in dem Zimmer ab, wo dessen aus vier Theilen zusammengesetzter Leichnam lag. „Baba Mustafa,“ sagte sie nun zu ihm, „ich habe euch hierher gebracht, um die Leiche da zusammenzunähen. Macht schnell, und wenn ihr zu Stande seid, bekommt ihr noch ein Goldstück.“

Sobald Mustafa fertig war, verband ihm Morgiane im Zimmer wieder die Augen, gab ihm das dritte versprochene Goldstück, empfahl ihm Verschwiegenheit und führte ihn an den Ort zurück, wo sie ihm auf dem Herwege die Augen verbunden hatte. Dort nahm sie ihm das Tuch ab und ließ ihn in seinen Laden zurückkehren, indem sie ihm so lange nachsah, bis er ihr aus dem Gesicht war, damit ihm die Neugier vergehen möge, ihr etwa

nachzuschleichen. Sie hatte Wasser heiß machen lassen, um Kassim's Leiche zu waschen, was Aly Baba that, sie mit Weihrauch durchräucherte und unter Beobachtung der gewöhnlichen Gebräuche einkleidete. Der Tischler brachte den von Aly Baba bestellten Sarg, welchen Morgiane gleich an der Thür in Empfang nahm, den Mann bezahlte und fortschickte, damit er nicht Unrath merken könne. Sie half nun Aly Baba den Todten hineinlegen, und als der Deckel fest darauf genagelt war, meldete sie in der Moschee, daß Alles zur Beerdigung bereit sei. Die Leichenwäscher der Moschee boten ihre Dienste an; allein sie sagte ihnen, daß schon Alles besorgt wäre.

Morgianen folgten der Iman und die übrigen Diener der Moschee auf dem Fuße. Vier Nachbarn nahmen den Sarg auf die Schultern und trugen ihn hinter dem Gebete sprechenden Iman her nach dem Begräbnißplatze. Als Sklavin des Verstorbenen, folgte Morgiane weinend und mit entblößtem Haupte, indem sie Klaggeschrei ausstieß, sich heftig vor die Brust schlug und das Haar raufte. Dann kam Aly Baba, von den Nachbarn begleitet, welche sich von Zeit zu Zeit im Tragen des Sarges ablösten. Kassim's Wittwe war zu Hause geblieben, wo sie sich ihrem Schmerze und ihren Wehklagen mit den Frauen aus der Nachbarschaft hingab, welche der Sitte gemäß sich während des Begräbnisses bei ihr eingefunden hatten. Auf solche Art wurde der verhängnißvolle Tod Kassim's von Aly Baba, seiner Frau, der Wittwe und der Sklavin Kassim's so glücklich verheimlicht, daß Niemand in der Stadt etwas davon erfuhr, ja nicht einmal

argwöhnte. Drei oder vier Tage nach Kassim's Beerdigung schaffte Aly Baba seine wenige Habe und das Geld, welches er aus dem Schatze der Räuber geholt, letzteres bei Nacht, in das Haus von seines Bruders Wittwe, um ferner bei ihr zu wohnen, was zugleich seine Verheirathung mit ihr anzeigte. Da dergleichen Ehen unter Mohammedanern häufig vorkommen, so wunderte sich auch Niemand darüber. Kassim's Laden übergab Aly Baba seinem Sohne, der vor Kurzem seine Lehrjahre bei einem großen Kaufmann beendigt und über sein Benehmen stets die besten Zeugnisse erhalten hatte, mit dem Versprechen, wenn er sich ferner gut aufführe, bald auf seine vortheilhafte Verheirathung denken zu wollen.

Wir wollen jetzt Aly Baba in seinem Glücke lassen und von den vierzig Räubern sprechen, welche zur bestimmten Zeit nach ihrem Schlupfwinkel im Walde zurückkehrten. Da vermißten sie denn zu ihrem großen Erstaunen Kassim's Leiche und gewahrten obendrein die Verminderung ihrer Goldsäcke. „Wir sind entdeckt und verloren," sagte der Hauptmann, „wenn wir uns nicht in Acht nehmen. Suchen wir dem nicht schnell zu begegnen, so verlieren wir allmälig die von unsern Vorfahren mühsam aufgehäuften Schätze. So viel wir aus dem Geschehenen abnehmen können, kannte der von uns ertappte Dieb das Geheimniß, die Thür zu öffnen; allein es muß noch einer darum wissen, wie die Fortschaffung seiner Leiche und die Verminderung unsres Schatzes unzweifelhaft beweist. Da es nun scheint, als ob blos zwei Personen darum wüßten, und wir die eine schon um-

gebracht haben, so müssen wir jetzt noch die zweite zu vertilgen suchen. Seid ihr nicht derselben Meinung, tapfre Kameraden?" — Der Vorschlag des Hauptmanns fand so einstimmigen Beifall, daß Alle überein kamen, vorläufig jedes andre Unternehmen aufzugeben, bis dieses glücklich zu Ende gebracht sei.

„Ich erwartete nicht weniger von eurem Muthe und eurer Tapferkeit," erwiederte der Hauptmann; „vor Allem muß aber einer von euch, der kühn, gewandt und unternehmend ist, unbewaffnet und als Reisender verkleidet in die Stadt gehen und Alles aufbieten, um zu erfahren, ob nicht dort von dem seltsamen Todte dessen gesprochen werde, den wir verdientermaßen umgebracht haben, so wie wer er war und wo er wohnte. Dies ist uns vor Allem wichtig zu wissen, damit wir nichts thun, was wir zu bereuen haben und wodurch wir uns in einem Lande verrathen könnten, wo wir seit so langer Zeit unbekannt gewesen sind, und so sehr wünschen müssen, es ferner zu bleiben. Um aber denjenigen von euch, welcher diesen Auftrag übernimmt, anzufeuern und zu verhindern, daß er sich täusche und einen falschen Bericht abstatte, der uns zu Grunde richten könnte, so frage ich euch, ob ihr es nicht angemessen erachtet, daß er sich in diesem Falle der Todesstrafe unterwerfe?" — Ohne die Abstimmung der übrigen abzuwarten, versetzte einer der Räuber: „Ich unterwerfe mich derselben und setze eine Ehre darein, diesen Auftrag mit Gefahr meines Lebens zu übernehmen. Sollte es mir nicht glücken, so werdet ihr wenigstens zugeben, daß es mir nicht an gutem Willen und an Muth für das

gemeine Beste unsrer Bande gefehlt hat.“ — Nachdem der Räuber vom Hauptmanne und seinen Genossen die größten Lobsprüche erhalten hatte, verkleidete er sich, so daß ihn Niemand für einen Räuber ansah und machte sich in der Nacht auf den Weg. Er richtete es so ein, daß er mit dem Grauen des Tages in die Stadt kam und ging gradeswegs nach dem Markte. Hier sah er erst einen einzigen Laden offen und zwar den von Baba Mustafa, der schon, mit der Pfrieme in der Hand, auf seinem Schemmel saß. Der Räuber bot ihm einen guten Morgen, und da er sein hohes Alter bemerkte, sagte er zu ihm: „Lieber Mann, ihr fangt sehr früh an zu arbeiten; unmöglich könnt ihr bei euren hohen Jahren dazu schon hinlänglich sehen; wenn es aber auch heller wäre, bezweifle ich doch, daß eure Augen zum Nähen scharf genug sind.“

„Wer ihr auch seid,“ entgegnete Mustafa, „so müßt ihr mich jedenfalls nicht kennen. Trotz meines Alters habe ich noch treffliche Augen, was ihr nicht mehr bezweifeln werdet, wenn ich euch sage, daß ich kürzlich einen Todten an einem Orte zusammengeflickt habe, wo es kaum heller war, als jetzt hier.“ — Der Räuber war hoch erfreut, gleich an einen Mann gekommen zu sein, der ihm unaufgefordert mittheilte, was er auszukundschaften wünschte. Verwundert fragte er daher: „Einen Todten? wozu denn einen Todten? Gewiß meint ihr nur das Leichentuch, wo er hineingewickelt war.“ — „Nein, nein,“ erwiederte Mustafa; „ich weiß, was ich sage. Ihr wollt mich aber nur ausforschen und das soll euch nicht gelingen.“ — Mehr

bedurfte es nicht, um den Räuber zu überzeugen, daß er den rechten Mann gefunden habe. Er drückte also Mustafa ein Goldstück in die Hand und begann wieder: „Ohne in euer Geheimniß eindringen zu wollen, wiewohl ihr sicher wäret, daß ich es nicht weiter verbreiten würde, bitte ich euch blos, mir das Haus zu zeigen, wo ihr den Todten zusammengenäht habt.“

„Wenn ich das auch thun wollte,“ antwortete Mustafa, und hielt ihm das Goldstück wieder hin, „so kann ich euch versichern, daß ich es nicht könnte; hört auch warum: Ich wurde nämlich bis an einen gewissen Ort geführt, dort verband man mir die Augen, und brachte mich so in ein Haus. Nachdem aber die Sache abgemacht war, ward ich eben so wieder an jenen Ort zurückgeführt.“ — „Wenigstens,“ versetzte der Räuber, „müßt ihr euch doch des Wegs ungefähr erinnern können. Ich bitte euch also, kommt mit mir; ich werde euch an derselben Stelle die Augen verbinden und wir werden zusammen die nämlichen Kreuz- und Querwege machen, welche ihr euch damals gegangen zu sein erinnert. Da indeß jede Mühe ihren Lohn verdient, so nehmt da noch ein Goldstück. Kommt, und thut mir den Gefallen.“ — Die beiden Goldstücke lockten Mustafa; er behielt sie einige Zeit in der Hand und überlegte schweigend, was zu thun sei. Endlich zog er seinen Beutel, that sie hinein und sagte zu dem Räuber: „Ich kann zwar nicht verbürgen, mich ganz genau des Weges zu erinnern, welchen ich geführt worden bin; weil ihr es aber einmal so haben wollt, will ich wenigstens mein Möglichstes deshalb thun.“ — Damit

stand Mustafa zur großen Freude des Räubers auf und ohne vorher seinen Laden zu schließen, der nichts von Werth enthielt, führte er ihn bis zu dem Orte, wo Morgiane ihm die Augen verbunden hatte. „Hier wurden mir die Augen verbunden,“ sprach er, „und ich sah dabei grade nach derselben Richtung, wie jetzt.“ — Der Räuber hielt sein Tuch schon bereit, befestigte es ihm um die Augen und ging nun mit ihm weiter, indem er theils ihn führte, theils von ihm sich führen ließ, bis Baba Mustafa stehen blieb und anhob: „Ich glaube nicht, daß ich dazumal weiter gegangen bin.“ Und in der That standen sie vor Kassim's Hause, in welchem Aly Baba jetzt wohnte. Der Räuber bezeichnete hurtig die Thür desselben mit Kreide und nahm erst nachher dem alten Schuhflicker die Binde von den Augen, indem er ihn fragte, ob er nicht wisse, wem dies Haus gehöre. Mustafa versetzte jedoch, daß er nicht in diesem Stadtviertel zu Hause sei und deshalb darüber nichts sagen könne. Als der Räuber sah, daß nichts weiter von ihm zu erfahren sei, dankte er ihm für gehabte Bemühung und entließ ihn, er selbst aber eilte unverzüglich in den Wald zurück.

Bald nachdem Beide sich getrennt hatten, ging Morgiane in Geschäften aus. Bei ihrer Heimkehr bemerkte sie das Kreidezeichen an der Hausthür, blieb davor stehen und sagte für sich: „Was soll das bedeuten? führt Jemand wider meinen Herrn Böses im Schilde oder ist das blos aus Spielerei gemacht? unter allen Umständen wird es gut sein sich für jeden Fall vorzusehen.“ — In dieser Absicht bezeichnete sie sogleich die zwei oder drei nächstvor-

hergehenden und nächstfolgenden Thüren, welche der von Kassim's Hause ziemlich ähnlich sahen, auf gleiche Weise und an derselben Stelle mit Kreide. Dann ging sie in's Haus, sagte aber ihrer Herrschaft durchaus nichts von dem, was sie gethan hatte.

Der Räuber war inzwischen bei seinen Kameraden angelangt, hatte ihnen den Erfolg seiner Fahrt mitgetheilt und pries sich überglücklich, den einzigen Mann gefunden zu haben, von dem er die gewünschte Auskunft erlangen konnte. Der Hauptmann belobte ihn deshalb und foderte dann die ganze Bande auf, sich mit verborgenen Waffen und einzeln in die Stadt zu schleichen, wo sie sich auf dem Marktplatze zusammen finden sollten, während er mit ihrem so eben aus der Stadt gekommenen Kameraden das Haus auskundschaften wolle, um das weiter Vorzunehmende danach zu beschließen. Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall und nach kurzer Zeit waren alle in der angegebnen Art nach der Stadt unterwegs, wo sie, ohne Verdacht zu erregen, der Hauptmann und der bei Baba Mustafa gewesene Räuber zuletzt eintrafen. Dieser führte den Hauptmann in die Straße, wo das Haus Kassim's und jetzt Aly Baba's lag, und als er vor einer der von Morgianen bezeichneten Hausthüren anlangte, sagte er, das sei die rechte. Als sie aber weiter gingen, um kein Aufsehen zu machen, und der Hauptmann an der nächsten Thür dasselbe Zeichen an derselben Stelle sah, so machte er seinen Führer darauf aufmerksam und fragte, ob dies oder das vorige das rechte Haus wäre. Der Führer wurde verlegen und wußte um so weniger etwas zu

erwiedern, als er und der Hauptmann die vier oder fünf folgenden Hausthüren eben so bezeichnet fand. Er betheuerte dem letzteren, nur eine Thür mit einem Merkmal versehen zu haben. „Ich weiß nicht,“ fügte er hinzu, „wer die übrigen so gleichmäßig bezeichnet hat, daß ich die nicht mehr herausfinden kann, welche von mir gezeichnet wurde.“

Der Hauptmann sah seinen Plan vereitelt und begab sich nach dem Marktplatze, wo er durch den ersten, der ihm von seinen Leuten begegnete, den übrigen sagen ließ, sie hätten sich umsonst bemüht und sollten eben so, wie sie hereingekommen wären, nach ihrem gemeinschaftlichen Zufluchtsorte zurückkehren. Er selbst gab das Beispiel dazu, und als die Bande sich im Walde wieder zusammen gefunden hatte, theilte ihr der Hauptmann den Grund mit, warum er sie habe zurückkehren lassen. Sogleich wurde der Führer einstimmig zum Todte verurtheilt und erkannte selbst diese Strafe für gerecht an. Er gab zu, daß er hätte vorsichtiger sein sollen und empfing gefaßt den tödtlichen Streich. Da jedoch der Erhaltung der Bande wegen das Eindringen in ihre Schatzkammer und deren Beraubung nicht ungerächt bleiben durfte, so trat ein anderer Räuber auf, der mehr auszurichten hoffte als der eben hingerichtete, und bat sich denselben Auftrag aus. Sein Gesuch wurde bewilligt. Er ging in die Stadt, bestach ebenfalls Baba Mustafa, welcher ihn mit verbundenen Augen wieder vor Aly Baba's Haus führte. Der Räuber bezeichnete dies an einer wenig in die Augen fallenden Stelle mit Röthel, um es ganz gewiß von den weiß gezeichneten unterscheiden zu können. Aber auch an diesem Tage ging Mor=

giane aus, und als sie zurückkehrte, entging das rothe Zeichen ihren hellen Augen nicht. Sie stellte dieselben Betrachtungen darüber an und versah abermals die Nachbarhäuser an derselben Stelle mit einem gleichen Merkmale.

Der Räuber rühmte bei der Rückkehr in den Wald seine gebrauchte Vorsicht als unfehlbar und auch der Hauptmann und die ganze Bande glaubte an das Gelingen der Sache. Sie begaben sich mit derselben Vorsicht wie beim ersten Male in die Stadt. Der Hauptmann ging sogleich mit dem Räuber in die Straße, wo Aly Baba wohnte, sah sich aber mit Entrüstung in derselben Ungewißheit, wie beim ersten Male, während der Räuber in dieselbe Bestürzung gerieth, wie sein Vorgänger. Die Bande mußte sich also auch diesmal unverrichteter Sache entfernen und der Räuber, welcher daran Schuld war, erlitt ebenfalls die Strafe, welcher er sich freiwillig unterworfen hatte. Um indeß nicht noch mehr brave, wenn auch nicht hinlänglich umsichtige Leute bei Auskundschaftung von Aly Baba's Haus zu verlieren, übernahm der Hauptmann die Sache nun selbst. Er kam in die Stadt und ward von dem für Gold dienstwilligen Baba Mustafa ebenfalls an Aly Baba's Haus gebracht. An dieses machte er nicht erst ein Zeichen, sondern betrachtete es genau, indem er mehrmals daran vorüber ging, so daß er es unmöglich verfehlen konnte, und kehrte völlig zufrieden mit dem Erfolg seiner Reise in den Wald zurück. „Kameraden," begann er zu seinen Leuten, „endlich kann nichts mehr unsere vollständige Rache für den uns gemachten Schaden aufhalten. Ich weiß zuverlässig das Haus des

Strafbaren, den sie treffen muß, und habe mir unterwegs überlegt, wie sie so geschickt auszuführen sei, daß weder unser Zufluchtsort noch unser Schatz dadurch verrathen wird; denn darauf kommt es hierbei an, weil uns sonst das ganze Unternehmen nur verderblich sein würde. Um nun diesen Zweck zu erreichen, habe ich folgenden Plan ausgesonnen. Wenn aber, nachdem ich ihn euch mitgetheilt haben werde, Einer von euch etwas Besseres vorzuschlagen hätte, so kann er es sagen."

Er setzte ihnen nun sein Vorhaben auseinander, und nachdem Alle ihre Zustimmung erklärt hatten, befahl er ihnen, sich in die benachbarten Städte, Dörfer und Ortschaften zu zerstreuen, neunzehn Maulesel und acht und dreißig große, lederne Oelschläuche zu kaufen, von denen einer voll Oel, die übrigen aber leer sein sollten. Die Räuber hatten in zwei bis drei Tagen alles beisammen, da jedoch die Mündungen der leeren Schläuche für des Hauptmanns Absichten etwas zu eng waren, so ließ er sie ein wenig erweitern, und dann in jeden Schlauch einen seiner Leute wohlbewaffnet hineinkriechen. Des Athmens wegen ward ein Stückchen Naht aufgetrennt, übrigens aber verschloß er die Schläuche so, daß sie voll Oel schienen, und die Täuschung zu erhöhen, rieb er sie von außen auch noch mit Oel ein. Nachdem hierauf die sieben und dreißig Schläuche mit den Räubern und der Schlauch mit Oel den Mauleseln aufgeladen worden waren, trat der Hauptmann, als Führer derselben, mit ihnen den Weg nach der Stadt so an, daß er ungefähr eine Stunde nach Sonnenuntergang dort eintraf. Er wendete sich gerade nach Aly Baba's

Haus, um dort anzuklopfen und um ein Nachtquartier für sich und seine Thiere zu bitten. Indeß sparte er das Klopfen, weil Aly Baba an der Thür saß und nach dem Abendessen der Abendkühle genoß. Er hielt seine Esel an und sagte zu Aly Baba: „Herr, ich komme da mit dem Oel sehr weit her, um es morgen auf dem Markte zu verkaufen, und weiß um diese späte Stunde kein Unterkommen mehr zu finden. Seid so gut, wenn es euch nicht beschwerlich ist, mich für diese Nacht bei euch aufzunehmen; ich werde dankbar dafür sein.“

Obgleich Aly Baba den Räuberhauptmann im Walde gesehen und selbst reden gehört hatte, konnte er ihn doch unmöglich in der Verkleidung eines Oelhändlers wieder erkennen und erwiederte ihm: „Seid willkommen; kommt nur herein.“ Damit machte er ihm mit seinen Mauleseln den Weg in's Haus frei und rief zugleich seinen Sklaven und befahl ihm, sobald die Maulesel abgepackt sein würden, sie in den Stall zu ziehen und ihnen Heu und Hafer zu geben. Auch ging er in die Küche und hieß Morgianen, für den eben angekommenen Gast ein Abendbrot und in einem Zimmer ein Nachtlager zu bereiten. Ja er that noch mehr, um den Fremden möglichst gut zu bewirthen. Als er nämlich sah, daß der Räuberhauptmann, nachdem seine Maulesel abgeladen und in den Stall geführt waren, sich nach einem Orte umsah, wo er die Nacht unter freiem Himmel hinbringen könne, nahm er ihn mit sich in den Saal, wo er Besuche zu empfangen pflegte, indem er zu ihm sagte, er werde nicht zugeben, daß er im Hofe schlafe. Der Räuberhauptmann machte viel Entschuldigungen, weil

er angeblich nicht beschwerlich fallen wolle, eigentlich aber, um freiere Hand bei Ausführung seines Planes zu haben, und gab erst den dringendsten Bitten Aly Baba's nach. Dieser leistete dem, welcher ihm nach dem Leben trachtete, nicht allein so lange Gesellschaft, bis Morgiane das Abendessen aufgetragen hatte, sondern plauderte auch mit ihm von allerhand Sachen, die er glaubte, daß sie ihn unterhalten könnten und verließ ihn nicht eher, bis er abgegessen hatte. „Was ihr bedürft," sprach er, „braucht ihr nur zu fodern; Alles in meinem Hause steht euch zu Diensten."

Der Räuberhauptmann stand zugleich mit Aly Baba auf und begleitete ihn bis an die Thür. Während nun jener in die Küche ging, um mit Morgianen zu sprechen, trat dieser in den Hof, um angeblich nach seinen Mauleseln zu sehen. Nachdem Aly Baba von Neuem Morgianen empfohlen hatte, es seinem Gaste an nichts fehlen zu lassen, fügte er hinzu: „ich will morgen vor Tagesanbruch baden; besorge also meine Badewäsche, gieb sie Abdallah (so hieß sein Sklave) und halte mir eine gute Fleischbrühe bereit, daß ich sie bei meiner Rückkehr trinken kann." — Nach Ertheilung dieser Befehle ging er und legte sich nieder. So wie dagegen der Räuberhauptmann aus dem Stalle kam, ging er von einem Schlauche zum andern und sagte jedem der darin versteckten Räuber besonders: „Wenn ich aus dem Zimmer, wo sie mich untergebracht haben, kleine Steine herabwerfe, so schneidet den Schlauch mit eurem Messer von oben bis unten auf und kriecht heraus; ich werde alsbald bei euch

sein." — Ihre Messer waren zu diesem Zwecke besonders gespitzt und geschliffen worden.

Hierauf kehrte er in's Haus zurück, und so wie ihn Morgiane an der Küchenthür bemerkte, nahm sie ein Licht und geleitete ihn auf sein Zimmer, wo sie ihn verließ, nachdem sie gefragt hatte, ob er noch etwas bedürfe. Um keinen Verdacht zu erregen, löschte er das Licht bald aus und legte sich, aber völlig angekleidet, nieder, um gleich nach dem ersten Schlafe wieder aufzustehen. Unterdessen suchte Morgiane Aly Baba's Befehle gemäß dessen Badewäsche zusammen und gab sie Abdallah, der noch nicht schlafen gegangen war. Sie setzte auch den Topf zur Fleischbrühe über's Feuer, während sie ihn aber abschäumte, verlöschte plötzlich die Lampe. Zufällig waren weder Oel noch Lichte im Hause, gleichwohl mußte sie hell sehen, um die Brühe abschäumen zu können. In ihrer Verlegenheit fragte sie Abdallah, was da zu machen sei und dieser sagte: „Hole dir doch Oel aus einem der Schläuche draußen im Hofe." — Morgiane dankte Abdallah, und während dieser sich neben Aly Baba's Gemach schlafen legte, um ihm in's Bad zu folgen, ging sie mit dem Oelkruge in den Hof. Sobald sie sich hier dem ersten Schlauche näherte, fragte der darin versteckte Räuber leise: „Ist's Zeit?"

Obgleich der Räuber leise gesprochen hatte, so erschrak doch Morgiane über diese Stimme um so mehr, als der Hauptmann nach dem Abladen der Schläuche alle geöffnet hatte, um seinen Leuten frische Luft zu verschaffen, welche sich höchst unbehaglich befanden, obgleich ihnen das Athmen nicht

schwer wurde. Jede andre Sklavin wie Morgiane würde unter diesen Umständen einen Lärm gemacht haben, der großes Unheil hätte anrichten können. Morgiane aber begriff augenblicklich, wie viel darauf ankomme, sich ruhig zu verhalten, in welcher dringenden Gefahr ihre Herrschaft und sie selber schwebte und daß derselben auf der Stelle begegnet werden müsse. Ihr fähiger Kopf gab ihr sofort die Mittel dazu an. Sie faßte sich sogleich und antwortete, als ob sie der Räuberhauptmann wäre: „Noch nicht, aber bald." Dann näherte sie sich dem folgenden Schlauche, wo dieselbe Frage erfolgte, wie bei den übrigen, und auf jede Frage gab sie dieselbe Antwort, bis sie zu dem mit Oel gefüllten letzten kam. Jetzt wußte Morgiane, daß ihr Herr, statt eines Oelhändlers, acht und dreißig Räuber, den verkappten Kaufmann mitgerechnet, bei sich aufgenommen habe. Schnell füllte sie ihren Oelkrug aus dem letzten Schlauche und kehrte in die Küche zurück, wo sie die Lampe wieder anzündete, einen großen Kessel nahm und denselben im Hofe voll Oel goß. Dann trug sie ihn in die Küche und machte starkes Feuer darunter, um das Oel bald zum Sieden zu bringen, weil davon die Ausführung ihres Vorhabens zur Rettung des Hauses abhing, die keinen Aufschub litt. Endlich kochte das Oel, sie nahm den Kessel, ging damit zu den Schläuchen und schüttete in jeden genug siedendes Oel, um den darin verborgenen Räuber zu ersticken, was auch wirklich geschah. Nachdem sie diese ihres Muthes würdige That so geräuschlos ausgeführt, wie sie sich dieselbe vorgenommen, kehrte sie mit dem leeren Kessel in die Küche zurück, verschloß die

Thür und verlöschte das große Feuer soweit, daß davon nur so viel übrig blieb, als nöthig war, um die Fleischbrühe für Aly Baba gut zu kochen. Am Ende blies sie auch die Lampe aus, verhielt sich ganz ruhig und war entschlossen, nicht eher schlafen zu gehen, bis sie durch ein Fenster, das auf den Hof ging, und soweit es die Dunkelheit erlaubte, gesehen hätte, was vorgehen würde.

Sie hatte noch keine Viertelstunde gewartet, als der Räuberhauptmann erwachte, aufstand und ein Fenster öffnete, um hinaus zu sehen. Da er nirgends mehr Licht bemerkte, sondern überall tiefe Stille herrschte, fing er an, Steinchen hinabzuwerfen, von denen mehre, wie er am Schalle hörte, auf die Schläuche fielen. Er horchte, sah, vernahm aber nichts, was andeutete, daß sich seine Leute in Bewegung setzten. Unruhig darüber, gab er das verabredete Zeichen zum zweiten und dritten Male; die Steine fielen auf die Schläuche und doch regte sich keiner von den Räubern. Höchst bestürzt darüber, ging er möglichst geräuschlos in den Hof hinab, trat zu dem ersten Schlauche und indem er den Räuber fragen wollte, ob er schlafe, stieg ihm aus dem Schlauche ein Geruch von heißem Oel und Verbranntem in die Nase. Er gewahrte daran, daß sein Anschlag gegen Aly Baba, den er umbringen und sein Haus plündern wollte, gescheitert sei. Die Untersuchung der übrigen Schläuche belehrte ihn, daß seine Leute alle gleiches Schicksal getroffen hatte. Aus Verzweiflung darüber brach er durch die Thür, welche nach Aly Baba's Garten führte, und rettete sich von Garten zu Garten über die Mauern in's Freie.

Als Morgiane kein Geräusch mehr hörte und den Räuberhauptmann auch nach einiger Zeit nicht zurückkehren sah, war sie nicht ungewiß, wozu er sich entschlossen haben möge, da die Hausthür doppelt verschlossen war. Zufrieden und hoch erfreut, daß ihr die Rettung des ganzen Hauses so gut gelungen war, legte sie sich endlich nieder und schlief ein.

Aly Baba ging früh vor Tage mit seinem Sklaven in's Bad, ohne etwas von den erstaunlichen Ereignissen der verfloßnen Nacht zu ahnen. Morgiane hatte es nämlich für unnütz gehalten, ihn nach abgewendeter Gefahr zu wecken, vorher aber durfte sie keinen Augenblick darüber verlieren. Die Sonne war aufgegangen, als Aly Baba aus dem Bade zurück kam und verwundert die Oelschläuche noch an ihrer Stelle sah. Er fragte Morgianen, die ihm die Hausthür öffnete, warum sie der Kaufmann nicht auf den Markt gebracht habe. Die Sklavin hatte Alles gelassen, wie es war, damit er um so deutlicher sehen könne, was sie für ihn gethan habe und erwiederte: „Mein guter Herr, Gott schütze euch und euer ganzes Haus! Ihr werdet durch das, was ich euch jetzt zeigen will, besser erfahren, was ihr zu wissen wünscht, als ich es euch sagen kann. Seid so gut und kommt mit mir.“ — Sie führte ihn nun zum ersten Schlauche und sagte: „Da seht einmal, ob Oel darin ist.“ — Aly Baba blickte hinein, fuhr aber mit einem lauten Schrei erschrocken zurück, als er einen Mann darin sah. „Seid unbesorgt,“ meinte Morgiane, „dieser Mann thut Niemand mehr etwas zu Leide, so vielen er auch Leid zugefügt haben mag. Er ist

todt.“ — „Was hat das zu bedeuten, Morgiane?“ rief Aly Baba. „Erkläre es mir.“

„Sogleich,“ versetzte die Sklavin; „allein mäßigt eure Verwunderung und macht nicht die Neugier der Nachbarn auf eine Sache rege, die ihr aus wichtigen Gründen geheim halten müßt. Sehet aber zuvor auch in die andern Schläuche.“ — Aly Baba blickte in alle hinein, bis zum letzten, worin Oel war, das aber bedeutend abgenommen hatte, und blieb dann stumm und regungslos stehen, indem er bald Morgianen, bald die Schläuche ansah. Endlich erholte er sich von seinem Erstaunen und fragte, was aus dem Kaufmann geworden sei.

„Der Kaufmann,“ entgegnete Morgiane, „war eben so wenig ein Kaufmann wie ich. Ihr sollt gleich erfahren, was es für eine Bewandtniß mit ihm hat; doch macht sich das bequemer auf eurem Zimmer, zumal ohnedies eure Gesundheit verlangt, daß ihr nach dem Bade eure Fleischbrühe genießet.“ — Während Aly Baba nach seinem Zimmer ging, holte Morgiane die Fleischbrühe aus der Küche; bevor er sie aber trank, befahl er der Sklavin, die Erzählung der unerhörten Geschichte mit allen Nebenumständen nur immer anzufangen. Morgiane berichtete ihm also, wie Alles zugegangen war, und vergaß auch nicht, die an der Hausthür von ihr bemerkten Kreide- und Röthelzeichen zu erwähnen. „Alles wohl erwogen,“ schloß sie, „kam der Streich offenbar von den Räubern im Walde, deren aber, ich weiß nicht wodurch, zwei weniger geworden sind. Sei dem, wie ihm wolle; jetzt giebt es höchstens noch drei davon. Euch war der Untergang geschworen, und ihr müßt daher auf

eurer Hut sein, so lange nur noch einer davon gewiß am Leben ist. Für meinen Theil werde ich fortwährend pflichtgemäß über euer Leben wachen."

Voll Dankbarkeit gegen seine Sklavin, erwiederte Aly Baba: „Ich will nicht sterben, bis ich dich nach Verdienst belohnt habe. Das Leben verdanke ich dir, und als ersten Beweis meiner Erkenntlichkeit dafür schenke ich dir auf der Stelle einstweilen die Freiheit, bis ich meine weiteren Vorsätze werde ausführen können. Auch ich bin überzeugt, daß mir die vierzig Räuber diese Schlinge legten. Gott hat mich durch dich gerettet und ich hoffe, daß er mich ferner vor ihrer Bosheit bewahren und die Welt vollends von dieser verruchten Rotte befreien wird. Zunächst müssen aber die Leichen dieser Pest des menschlichen Geschlechts so heimlich begraben werden, daß Niemand etwas davon ahnt, und das will ich unverzüglich mit Abdallah besorgen." — Aly Baba's Garten war sehr lang und von hohen Bäumen begrenzt. Unter diesen machte er sogleich mit seinem Sklaven eine für die Zahl der Leichen angemessen weite und tiefe Grube, und da der Boden locker war, brauchten sie dazu nicht viel Zeit. Dann zogen sie die todten Räuber aus den Schläuchen, legten die vorgefundenen Waffen bei Seite und schafften die Leichen in die Grube. Diese verschütteten sie sorgfältig und breiteten die übrig gebliebene Erde ringsherum aus, so daß der Boden wieder so eben aussah, wie zuvor. Die Oelschläuche und Waffen ließ Aly Baba vorsichtig verstecken, die Maulesel dagegen, welche er gerade nicht brauchen konnte, ließ

er nach und nach durch seinen Sklaven auf dem Markte verkaufen.

Während Aly Baba durch alle diese Maßregeln den Leuten zu verheimlichen suchte, auf welche Art er in so kurzer Zeit reich geworden sei, war der Hauptmann der vierzig Räuber in die Felsenhöhle zurückgekehrt, ohne vor Bestürzung und Grimm einen Entschluß gefaßt zu haben, wie er es nun mit Aly Baba halten solle. Die Einsamkeit seines düstern Aufenthaltes kam ihm entsetzlich vor. „Ihr wackern Leute!" rief er aus, „Gefährten meiner Nachtwachen, meiner Streifzüge und Mühen, wo seid ihr? Was bin ich ohne euch? Habe ich euch nur zusammengebracht, um euch durch ein so verhängnißvolles, eures Muthes so unwürdiges Schicksal auf einmal umkommen zu sehen? Ich würde euch weniger beklagen, wenn ihr als tapfre Männer mit dem Säbel in der Faust gestorben wäret. Wann werde ich wieder eine solche Schaar handfester Leute beisammen haben? Und wollte ich darauf ausgehen, würden nicht unterdessen diese Schätze die Beute dessen werden, der sich schon mit einem Theile derselben bereicherte? Ich kann und darf nicht daran denken, bevor ich ihm nicht das Leben genommen habe. Was ich mit so starkem Beistande nicht konnte, will ich jetzt allein thun, und ist der Schatz erst vor weiterer Plünderung gesichert, dann will ich darauf hinarbeiten, daß er auch nach mir nicht ohne Herrn sein und lange hinaus erhalten und vermehrt werden soll."

Als dieser Entschluß gefaßt war, machten ihm die Mittel zur Ausführung weiter kein Kopfzerbrechen. Voller Hoffnung und mit sich zufrieden,

schlief er ein und brachte die Nacht ruhig hin. Den andern Morgen stand er früh auf, wie er sich vorgenommen hatte, zog sich stattlich an und ging nach der Stadt, wo er in einem Khan einkehrte. Da er voraussetzte, daß der Vorgang bei Aly Baba Aufsehn gemacht habe, so fragte er den Aufseher gesprächsweise, ob es etwas Neues in der Stadt gäbe, worauf der Mann eher von allem andern als von dem sprach, was jener wissen wollte. Der Räuberhauptmann schloß daraus, daß Aly Baba die Sache blos darum so geheim halte, weil er seine Kenntniß vom Schatze und dem Mittel hinein zu gelangen, nicht unter die Leute bringen möge, sowie, daß er wisse, man trachte ihm blos deshalb nach dem Leben. Dies spornte ihn noch mehr an, Aly Baba wo möglich auf gleich geheime Weise aus dem Wege zu räumen. Er kaufte sich ein Pferd, das er benutzte, um allerlei kostbare Stoffe und feine Leinwand in seine Wohnung zu schaffen, weshalb er mehre Reisen in den Wald, jedoch mit der nöthigen Vorsicht, unternahm, so daß Niemand merkte, wo er sie holte. Als er solche Waaren genug beisammen hatte, miethete er sich zum Verkaufen derselben einen Laden, welcher gegenüber von dem ehemaligen Laden Kassim's lag, den seit Kurzem Aly Baba's Sohn inne hatte.

Der Räuberhauptmann hatte den Namen Khodjah Houssain angenommen und ermangelte nicht, wie es einem neuen Ankömmlinge ziemt, den Kaufleuten, welche seine Nachbarn waren, alle mögliche Höflichkeiten zu erzeigen. Da nun Aly Baba's Sohn jung, wohlgebildet und nicht ohne Geist war, und er mit ihm öfter zu sprechen Gelegenheit

hatte, als mit den übrigen Kaufleuten, so schloß er bald Freundschaft mit ihm. Er bewarb sich aber um seinen Umgang noch viel eifriger, als er einige Tage nach Eröffnung seines Ladens Aly Baba erblickte, der seinen Sohn besuchte, wie er von Zeit zu Zeit zu thun pflegte, und von diesem nach Aly Baba's Entfernung hörte, daß es sein Vater sei. Nun verdoppelte er seine Aufmerksamkeit gegen ihn, schmeichelte ihm, machte ihm kleine Geschenke, ja bewirthete ihn sogar wiederholt. Gern hätte Aly Baba's Sohn die Artigkeiten Khodjah Houssain's erwiedert; allein er wohnte zu beschränkt und weniger bequem als jener, um ihn nach Wunsche aufnehmen zu können. Er sprach deshalb mit seinem Vater und machte ihm bemerklich, daß es sich nicht schicken würde, Khodjah Houssain's Höflichkeiten länger unvergolten zu lassen. Mit Vergnügen nahm Aly Baba die Bewirthung desselben über sich und versetzte: „Mein Sohn, morgen ist Freitag, wo große Kaufleute, wie Houssain und du, ihre Läden nicht öffnen. Mache des Nachmittags einen Spaziergang mit ihm, und richte es so ein, daß euch der Rückweg an meinem Hause vorbei führt, wo du ihn dann herein nöthigen kannst. Es ist besser so, als daß du ihn förmlich einladest. Morgiane soll ein Abendessen bereit halten.“

Am Freitag Nachmittag foderte also Aly Baba's Sohn seinen Freund zu einem Spaziergange auf und führte ihn beim Nachhausegehn durch die Straße, wo sein Vater wohnte. Als sie an dessen Hausthür kamen, hielt er an, klopfte und sagte zu Houssain: „Das ist meines Vaters Haus, der, auf meine Erzählung von eurer Freundschaft gegen

mich, die Ehre eurer Bekanntschaft zu erwerben wünscht. Ich bitte euch, diese Gefälligkeit noch den übrigen hinzuzufügen, für welche ich euch verpflichtet bin." — Obgleich damit Khodjah Houssain seine Absicht erreicht hatte, Zutritt bei Aly Baba zu erhalten, so entschuldigte er sich doch und wollte weiter gehen; allein da Aly Baba's Sklave eben geöffnet hatte, so faßte der Sohn seinen Freund verbindlich bei der Hand, ging voran und zwang ihn gewissermaßen mitzukommen. Er ward von Aly Baba so freundlich und zuvorkommend empfangen, als er es nur wünschen konnte. Jener dankte ihm für die seinem Sohne bewiesene Güte und fügte hinzu: „Wir sind euch beide dafür um so mehr verbunden, als mein Sohn noch jung und ohne Weltkenntniß ist, und ihr so artig seid, zu seiner Bildung mitzuwirken."

Houssain erwiederte ihm eben so höflich, wenn sein Sohn noch ohne die Erfahrung mancher Greise sei, so besitze er dafür seinen gesunden Verstand, der ihm die Erfahrung vieler Andern ersetze. Als darauf nach einem kurzen Gespräche über gleichgültige Dinge Houssain Abschied nehmen wollte, hielt ihn Aly Baba zurück und sagte: „Herr, wo wollt ihr hin? erzeigt mir die Ehre, ein Abendbrot bei mir einzunehmen. Ich kann euch freilich nicht so bewirthen, wie ihr es verdient; indeß werdet ihr, hoffe ich, dabei auf meinen guten Willen sehen." — „Herr Aly Baba," versetzte Khodjah Houssain, „ich bin von eurer guten Meinung vollkommen überzeugt, und wenn ich eure höfliche Einladung ablehne, so geschieht es nur aus einem Grunde, den ihr selbst billigen würdet, wenn ihr ihn wüß-

tet." — „Und darf ich nach diesem Grunde fragen?" entgegnete Aly Baba. „Warum nicht?" antwortete Houssain. „Ich genieße nämlich weder Fleisch noch eine andere Speise, woran sich Salz befindet. Urtheilt also selbst, welche Rolle ich an eurer Tafel spielen würde." — „Das soll mich nicht um die Ehre bringen," fuhr Aly Baba dringender fort, „euch heute Abend bei Tische zu haben; ihr müßtet denn durchaus nicht wollen. Erstens ist in dem Brote, das bei mir gegessen wird, kein Salz, und was die Speisen betrifft, so verlaßt euch darauf, daß ihr keine gesalzenen vorgesetzt bekommt; ich will gleich deshalb das Nöthige anordnen. Habt also die Güte zu bleiben; augenblicklich bin ich wieder bei euch."

Aly Baba ging in die Küche und befahl Morgianen, das Fleisch, was auf den Tisch kommen solle, nicht zu salzen und von den übrigen Speisen zwei bis drei Schüsseln ebenfalls ungesalzen zu lassen. Die Sklavin wollte eben anrichten und konnte sich nicht enthalten, ihr Mißvergnügen über diese neue Anordnung gegen ihren Herrn zu äußern. „Wer ist denn der sonderbare Mann," sprach sie, „welcher kein Salz mag? Das Essen wird verderben, wenn es noch stehen soll." — „Ereifre dich nicht, Morgiane," versetzte Aly Baba; „es ist ein wackrer Mann, und thue, was ich dir heiße." — Ungern gehorchte die Sklavin und neugierig auf den Mann, der kein Salz aß, half sie Abdallah die Schüsseln in's Speisezimmer tragen, wo sie in Houssain sogleich den Räuberhauptmann wieder erkannte und als sie ihn genauer betrachtete, auch einen unter seinem Kleide verborgenen Dolch be=

merkte. „Jetzt wundre ich mich nicht mehr,“ sagte sie bei sich, „daß der Bösewicht kein Salz mit meinem Herrn essen mag; er ist sein ärgster Feind und will ihn ermorden; es soll ihm aber doch nicht gelingen.“

Sobald vollends aufgetragen war, nahm Morgiane, während gespeist wurde, ihre Zeit zur Vorbereitung eines der kühnsten Streiche wahr. Sie hatte eben ihre Anstalten getroffen, als Abdallah meldete, es sei Zeit die Früchte aufzusetzen. Sie holte diese und trug sie auf, nachdem Abdallah den Tisch abgeräumt hatte. Hierauf stellte sie neben Aly Baba ein Tischchen und den Wein und drei Becher darauf und zog beim Herausgehen Abdallah mit sich fort, als wenn sie zusammen essen und ihrem Herrn volle Freiheit lassen wollten, sich mit seinem Gaste die Zeit zu vertreiben und ihn zum Trinken zu nöthigen. Der verkleidete Räuberhauptmann hielt jetzt die Gelegenheit für günstig, Aly Baba an's Leben zu kommen und dachte: „Zunächst will ich Vater und Sohn betrunken machen und Letzterer, dem ich gern das Leben schenken will, wird mich nicht hindern, seinem Vater den Dolch in's Herz zu stoßen. Ich entkomme dann, wie früher, durch den Garten, während die Köchin und der Sklave noch beim Essen oder in der Küche eingeschlafen sind.“

Morgiane hatte jedoch die Absicht des falschen Houssain durchschaut und ließ ihm nicht Zeit zur Ausführung. Sie kleidete sich sehr nett als Tänzerin, wählte einen passenden Kopfputz, legte einen Gürtel von vergoldetem Silber um und befestigte einen Dolch daran, dessen Scheide und Heft von

demselben Metall waren. Dazu band sie eine sehr schöne Maske vor's Gesicht und foderte nun Abdallah auf, sein Tamburin zu holen und vor dem Gaste ihres Herrn und Freunde seines Sohnes mit ihr die Kurzweil aufzuführen, mit der sie ihn manchmal unterhielten. Der Sklave war bald bereit und das Tamburin schlagend, ging er vor Morgianen her in den Saal. Letztere verbeugte sich tief vor der Gesellschaft, auf eine zwar ungezwungene, aber solche Weise, daß es wie eine Bitte um Erlaubniß herauskam, ihre Künste zeigen zu dürfen. Da hierauf Aly Baba sprechen wollte, ließ Abdallah seine Trommel schweigen und Aly Baba befahl Morgianen, Khodjah Houssain zu zeigen, was sie könne. „Wenigstens dürft ihr nicht glauben," sagte er zu Letzterem, „daß mir diese Unterhaltung für euch Unkosten macht, denn es ist mein Sklave und meine Köchin, welche uns dies Vergnügen verschaffen, das euch hoffentlich nicht mißfallen wird."

Khodjah Houssain hatte das nicht erwartet und glaubte schon, die ersehnte Gelegenheit verloren zu haben, tröstete sich aber für diesen Fall mit der Hoffnung, bei fortgesetztem Umgange mit Vater und Sohn eine andre zu finden. So wenig angenehm ihm daher die Sache war, dankte er doch verbindlich seinem Wirthe dafür, und versicherte, Alles, was ihm Vergnügen mache, werde auch ihm unfehlbar welches gewähren. Da jetzt Aly Baba und Houssain schwiegen, fing Abdallah wieder an, seine Trommel zu rühren und sang ein Tanzlied dazu. Morgiane, die keiner wirklichen Tänzerin etwas nachgab, tanzte dazu so, daß sie auch von einer ganz andern Gesellschaft bewundert worden

wäre. Nachdem sie mehre Tänze mit gleicher Anmuth und Kraft aufgeführt hatte, zog sie endlich den Dolch und führte mit diesem in der Hand noch einen auf, worin sie durch Mannigfaltigkeit, leichte Bewegungen, überraschende und kühne Wendungen sich selbst überbot und dabei den Dolch bald wie zum Stoße vorstreckte, bald ihn wie gegen die eigene Brust zu zücken schien. Endlich erschöpft, entriß sie mit der linken Hand Abdallah die Handtrommel und hielt sie, den Dolch in der Rechten, mit der offenen Seite oben Aly Baba nach Art wirklicher Tänzer und Tänzerinnen hin, welche auf diese Weise die Freigebigkeit der Zuschauer in Anspruch nehmen. Auch warf ihr Aly Baba ein Goldstück hinein und sein Sohn folgte dem Beispiel des Vaters. Houssain sah sie dann auf sich zukommen und hatte schon den Beutel gezogen, um ein Geschenk für sie heraus zu nehmen, als ihm Morgiane mit einem ihrer bisherigen Entschlossenheit würdigen Muthe ihren Dolch so tief mitten in's Herz stieß, daß er auf der Stelle todt blieb.

Aly Baba und sein Sohn schrieen vor Entsetzen darüber laut auf. „Unglückliche," rief der erstre, „was hast du gethan? Willst du mich und meine Familie zu Grunde richten?" — „Nichts weniger," versetzte Morgiane, „sondern es geschah zu eurer Rettung." Darauf öffnete sie Houssains Kleid und zeigte ihrem Herrn den darin verborgenen Dolch des Todten mit den Worten: „Seht, mit welchem entschlossenen Feinde ihr zu thun hattet; schaut euch sein Gesicht genauer an, so werdet ihr in ihm den angeblichen Oelhändler und den Hauptmann der vierzig Räuber wieder erkennen. Fiel es euch

nicht auf, daß er kein Salz mit euch essen wollte? Verlangt ihr noch mehr Beweise seines verderblichen Anschlags? Noch bevor ich ihn sah, schöpfte ich schon Verdacht, sobald ihr mir sagtet, daß ihr den und den Gast hättet. Dann sah ich mir ihn an und ihr habt nun die Ueberzeugung, daß mein Verdacht nicht grundlos war."

Aly Baba umarmte Morgianen, da er einsah, daß sie ihm zum zweiten Male das Leben gerettet hatte. „Ich schenkte dir die Freiheit," sagte er, „mit dem Versprechen, bald für dich noch mehr zu thun. Jetzt ist es Zeit dazu und ich mache dich hiermit zu meiner Schwiegertochter." — Dann wendete er sich an seinen Sohn und sprach: „Lieber Sohn, ich kenne deine Gesinnungen zu gut, um befürchten zu müssen, du möchtest es sonderbar finden, daß ich dir Morgianen zur Frau gebe, ohne dich vorher befragt zu haben. Du bist ihr nicht weniger verpflichtet als ich. Wie du siehst, suchte Houssain deine Freundschaft nur, um bessere Gelegenheit zu finden, mich zu ermorden, und wäre es ihm geglückt, so hätte er unfehlbar auch dich seiner Rache geopfert. Bedenke ferner, daß du in Morgianen die Stütze meiner Familie heirathest, so lange ich leben werde, und die Stütze der deinigen bis an's Ende deiner Tage." — Weit entfernt von Unzufriedenheit, willigte der Sohn in diese Heirath nicht allein aus Gehorsam gegen seinen Vater, sondern auch aus eigener Neigung. Darauf ward das Begräbniß des Räuberhauptmanns bei seinen Genossen so heimlich besorgt, daß die Sache erst nach langen Jahren ruchbar wurde, als Niemand

mehr lebte, der bei dieser merkwürdigen Geschichte persönlich betheiligt gewesen wäre.

Wenige Tage nachher beging Aly Baba die Hochzeit seines Sohnes mit Morgianen außerordentlich prächtig mit Schmaus, Tanz, Schauspielen und andern Lustbarkeiten, und hatte die Freude, daß seine Freunde und Nachbarn, welche nicht den wahren Grund der Heirath, sondern nur die sonstigen Vorzüge Morgianens kannten, laute Lobsprüche darüber erhoben.

Seit Abholung der Leiche seines Bruders war Aly Baba nicht wieder in die Felsenhöhle gekommen, weil er die Räuber darin zu finden oder von ihnen überrascht zu werden besorgte. Auch nach dem Todte der achtunddreißig Räuber, den Hauptmann mitgerechnet, begab er sich nicht dahin, weil er die zwei übrigen, deren Schicksal ihm unbekannt war, noch für lebend hielt. Da jedoch binnen Jahresfrist nichts weiter gegen seine Ruhe unternommen wurde, so trieb ihn die Neugierde, unter Anordnung der für seine Sicherheit erfoderlichen Maßregeln, einen Besuch in der Grotte zu machen. Er ritt also dahin und hielt es für ein gutes Zeichen, in der Nähe keine Spur von Menschen und Pferden zu bemerken. Er stieg also ab, öffnete die Thür durch die ihm keineswegs entfallenen Worten: „Sesam öffne dich!" und trat in die Höhle. Hier fand er Alles in einem Zustande, der schließen ließ, daß ungefähr seit jener Zeit, wo der angebliche Houssain seinen Laden in der Stadt eröffnet hatte, Niemand dahin gekommen und also die Bande der vierzig Räuber seitdem gänzlich vertilgt sei. Er zweifelte nicht länger, daß nur er allein die Grotte

noch zu öffnen wisse, und daß er sonach Herr des Schatzes darin sei. Er füllte dann sein mitgebrachtes Felleisen mit so viel Gold, als sein Pferd fortbringen konnte und kehrte in die Stadt zurück. Von dieser Zeit an lebten Aly Baba und sein Sohn, den er in das Geheimniß einweihte und der es wieder auf seine Nachkommen vererbte, bei kluger Benutzung ihres Glücks in großem Glanze und geehrt durch die vornehmsten Würden der Stadt.

Geschichte des Aly Khodjah, Kaufmanns zu Bagdad.

496. — 505. Nacht.

Unter dem Khalyfen Harun Alraschyd lebte zu Bagdad ein Kaufmann Namens Aly Khodjah, der weder zu den reichsten noch zu den ärmsten gehörte und ohne Frau und Kind sein väterliches Haus bewohnte. Während er so unabhängig und mit seinem Einkommen zufrieden lebte, träumte er drei Nächte hinter einander, daß ihm ein ehrwürdiger Greis mit strengem Blick erschien und ihn tadelte, weil er die Wallfahrt nach Mekka noch nicht gemacht habe, welche jeder Mohammedaner wenigstens einmal verrichten soll. Dieser Traum beunruhigte daher Aly Khodjah und erregte ihm große Bedenklichkeit. Er hatte bisher geglaubt, die Sorge für sein Haus, seine Habe und seinen Laden gäbe einen hinlänglichen Grund ab, die Wallfahrt zu unterlassen und sie durch Almosen und andre gute Werke auszugleichen zu suchen. Seit dem Traume aber schlug ihm sein Gewissen so, daß er aus Furcht,

es möchte ihm ein Unglück zustoßen, die Wallfahrt nicht länger aufzuschieben beschloß.

Um seinen Vorsatz noch im laufenden Jahre ausführen zu können, verkaufte Aly nacheinander sein Hausgeräthe, seinen Laden und seine meisten Waaren, indem er blos die zu Mekka gangbaren behielt, und für sein Haus fand er einen Abmiether. Er war hiernach um die Zeit reisefertig, wo die Karavane von Bagdad nach Mekka aufbrach und hatte blos noch eine Summe von tausend Goldstücken in Sicherheit zu bringen, die ihn unterwegs nur belästigt haben würden, und die über das Geld waren, was er zu seinen Bedürfnissen und andern Ausgaben mitzunehmen gedachte. Er legte also die Goldstücke in ein hinreichend geräumiges Gefäß, packte oben d'rauf Oliven, und nachdem er es gehörig verschlossen hatte, trug er es zu einem befreundeten Kaufmanne. „Wie du weißt, mein Bruder," sprach er zu diesem, „pilgere ich in einigen Tagen mit nach Mekka; nun möcht' ich dich bitten, mir dies Gefäß mit Oliven bis zu meiner Rückkehr aufzuheben." — Der Kaufmann erwiederte höflich: „Da hast du den Schlüssel zu meiner Niederlage; bringe dein Gefäß selbst hinein und ich verspreche dir, daß du es dort an dem Orte wiederfinden sollst, wo du es hinstellst."

Als die Karavane von Bagdad aufbrach, schloß sich Aly Khodjah derselben mit einem Kameel an, welches mit auserlesenen Waaren bepackt war und ihm zugleich zum Reiten diente, und kam glücklich nach Mekka. Er genügte dort zunächst seinen religiösen Pflichten und stellte dann seine mitgebrachten Waaren zum Verkauf und Tausch aus. Zwei

vorübergehenden Kaufleuten gefielen sie so, daß sie stehen blieben, um sie zu betrachten, wiewohl sie nichts brauchten. Als sie ihre Neugier befriedigt hatten, sagte der eine zum andern beim Weggehen: „Wüßte dieser Kaufmann, was er an diesen Waaren in Kairo gewinnen könnte, so würde er sie dahin schaffen, anstatt sie hier auszubieten, wo sie niedrig im Preise stehen.“ — Aly vernahm dies, und da er schon tausendmal von Aegypten gehört hatte, so beschloß er, die jetzige Gelegenheit zu benutzen und dahin abzugehen. Er packte also seine Waaren wieder ein, und gesellte sich zu der Karavane von Kairo, wo er bei seiner Ankunft nicht Ursache hatte, seinen Entschluß zu bereuen. In wenig Tagen waren alle seine Waaren unerwartet vortheilhaft abgesetzt. Er kaufte nun andre, um sie nach Damaskus zu führen, und während er den Abgang einer Karavane dahin erwartete, der in sechs Wochen stattfinden sollte, besah er sich nicht allein alles Merkwürdige in Kairo, sondern reiste auch nach den Pyramiden, fuhr den Nil eine Strecke hinauf und besuchte die berühmtesten Städte an beiden Ufern.

Da die Reise nach Damaskus über Jerusalem ging, so benutzte das unser Kaufmann, um den Tempel zu besuchen, welcher nach dem zu Mekka von allen Muselmännern für den heiligsten gehalten und daher auch Jerusalem die heilige Stadt genannt wird. Dem Aly Khodjah gefiel Damaskus wegen des Ueberflusses an frischem Wasser, wegen seiner Wiesen und zauberischen Gärten so sehr, daß Alles, was er bisher von dessen Annehmlichkeiten gelesen hatte, ihm weit hinter der Wahrheit zurückzubleiben

schien, und er sich lange dort aufhielt. Da er demungeachtet seine Heimath nicht vergaß, so trat er endlich den Rückweg an und kam nach Halep, wo er wieder einige Zeit verweilte. Von da setzte er über den Euphrat und ging dann nach Mussul, um von da den Tigris hinabzufahren und dadurch schneller nach Hause zu kommen. Allein bei der Ankunft in Mussul beredeten ihn die persischen Kaufleute, mit denen er von Halep hergereist und sehr vertraut geworden war, ohne Mühe, sie noch bis Schiras zu begleiten, von wo er leicht und mit beträchtlichem Gewinn nach Bagdad zurückkehren könne. Er folgte ihnen also durch viele große Städte bis Schiras, machte noch von da mit ihnen eine Reise nach Indien und nach Schiras zurück, und war Alles in Allem beinahe sieben Jahre aus Bagdad fortgewesen, als er endlich dahin zurückzukehren beschloß. Der Freund, welchem Aly Khodjah dort vor seiner Abreise das Olivengefäß aufzuheben gab, hatte zeither weder an dies noch an ihn gedacht. Allein gerade, während jener mit einer Karavane von Schiras nach Bagdad unterwegs war, speiste dieser Kaufmann eines Abends mit seiner Familie, und das Gespräch kam dabei auf Oliven. Seine Frau äußerte den Wunsch, welche zu essen, indem sie meinte, es wären lange keine in ihr Haus gekommen. „Bei den Oliven," erwiederte ihr Gatte, „fällt mir ein, daß Aly Khodjah mir vor sieben Jahren, bei seiner Abreise nach Mekka, ein Gefäß voll zurückließ. Was mag aus Aly geworden sein? Ich hörte zwar bei der Rückkehr der Karavane, er sei nach Aegypten gereist. Aber dort muß er gestorben sein, weil er seit so vielen Jahren nicht

wiedergekommen ist, und wir können wohl die Oliven essen, wenn sie noch gut sind. Gebt mir eine Schüssel und Licht; ich werde welche holen und wir wollen sie kosten."

„Lieber Mann," sprach die Frau, „um Gotteswillen begehe keine so abscheuliche Handlung; du weißt, daß nichts heiliger ist, als anvertrautes Gut. Aly Khodjah ist seit sieben Jahren fort, aber man hat dir gesagt, er sei nach Aegypten gereist; wer weiß, ob er von da nicht noch weiter gegangen ist, und da du von seinem Todte keine Nachricht hast, so kann er ja alle Tage zurückkehren. Wie schimpflich würde es dann für dich und unsre ganze Familie sein, wenn du ihm sein Gefäß nicht in demselben Zustande wiedergeben könntest, wie er es dir anvertraut hat. Ich erkläre dir, daß ich keine Sehnsucht nach solchen Oliven habe. Glaubst du übrigens, daß die Oliven nach so langer Zeit noch zu genießen sein werden? Und wenn Aly wieder kommt, wie mir ahnt, was wird er von deiner Freundschaft und Ehrlichkeit denken! Gieb deine Absicht auf; ich beschwöre dich darum." — Die Frau machte nur deshalb so viel Worte, weil sie ihm ansah, daß er nicht darauf hören wolle. In der That nahm er Licht und Schüssel und ging in seine Niederlage. Hier öffnete er das Gefäß und fand die Oliven verfault. Um zu sehen, ob die unteren auch verdorben wären, schüttete er die oberen in die Schüssel, wobei auch klirrend einige Goldstücke mit heraus fielen. Der von Natur habsüchtige Kaufmann blickte hurtig in das Gefäß, und sah, daß beinahe sämmtliche Oliven in der Schüssel lagen, das Uebrige aber gewichtige

Goldstücke waren. Er schüttete also die Oliven wieder in das Gefäß, deckte es wieder zu und kehrte zu seiner Frau zurück, der er sagte, sie habe Recht, die Oliven wären alle verfault. Er habe indeß das Gefäß wieder so verschlossen, daß Aly nicht bemerken könne, wenn er je wiederkomme, daß es berührt worden sei.

„Du hättest besser gethan," erwiederte die Frau, „es gar nicht zu öffnen. Gebe Gott, daß kein Unglück daraus entsteht." — Den Kaufmann kümmerte das so wenig, wie die frühern Warnungen seiner Frau, und fast die ganze Nacht überlegte er, wie er sich Aly Khodjah's Gold zueignen könne, wenn er auch wiederkäme und sein Gefäß zurück verlange. Den andern Morgen ging er früh aus und kaufte frische Oliven ein, leerte dann Aly's Gefäß aus, brachte das Gold in Sicherheit, füllte das Gefäß mit den frischen Oliven, verschloß es und stellte es wieder dahin, wo es Aly hingesetzt hatte.

Etwa einen Monat nach dieser schlechten Handlung des Kaufmanns, welche ihm theuer zu stehen kommen sollte, langte Aly in Bagdad an. Da er sein Haus vor seiner Abreise vermiethet hatte, stieg er in einem Khan ab, wo er so lange bleiben wollte, bis er dem Abmiether seine Ankunft angezeigt und dieser sich eine andere Wohnung gemiethet haben würde. Den folgenden Tag ging Aly Khodjah zu seinem Freunde, dem Kaufmann, der ihn mit offenen Armen empfing und seine Freude darüber äußerte, ihn nach so langjähriger Abwesenheit, daß er schon alle Hoffnung aufgegeben gehabt habe, ihn je wieder zu erblicken, glücklich zurückkehren zu

sehen. Nach den bei dergleichen Gelegenheiten üblichen Höflichkeiten bat Aly Khodjah den Kaufmann, ihm das Olivengefäß wiederzugeben, was er seiner Obhut anvertraut habe, und zu entschuldigen, daß er ihn damit belästigt habe. — „Theurer Freund," erwiederte der Kaufmann, „du brauchst dich nicht zu entschuldigen; dein Gefäß ist mir nicht im Geringsten im Wege gewesen, und ich würde in gleichem Falle dich um denselben Dienst ersucht haben. Da ist der Schlüssel zu meiner Niederlage; du wirst dein Gefäß an demselben Platze finden, wo du es hingestellt hast."

Aly Khodjah holte sich also sein Gefäß aus der Niederlage, gab den Schlüssel zurück, bedankte sich nochmals und kehrte in den Khan zurück, wo er wohnte. Hier öffnete er das Gefäß und fühlte mit der Hand nach den tausend Goldstücken, spürte aber zu seiner großen Ueberraschung nichts davon. Um schneller Gewißheit zu bekommen, nahm er Schüsseln und andres Geschirr seiner Reiseküche und schüttete sämmtliche Oliven aus, ohne ein einziges Goldstück darunter zu finden. Starr vor Erstaunen hob er Augen und Hände gen Himmel und rief aus: „Ist's möglich, daß ein Mann, den ich für meinen besten Freund hielt, eine so schändliche Treulosigkeit an mir begehen konnte!" — In seiner Bestürzung, sich mit einem so beträchtlichen Verlust bedroht zu sehen, ging Aly wieder zu dem Kaufmann und sagte: „Lieber Freund, wundre dich nicht über meine sofortige Rückkehr. Das Olivengefäß, was ich mir aus deiner Niederlage geholt habe, ist zwar das meinige; allein außer den Oliven hatte ich auch tausend

Goldstücke hinein gethan, die nicht mehr darin sind. Vielleicht hast du sie bedurft und in deinem Geschäft angelegt. Sie stehen dir in diesem Falle weiter zu Diensten, nur befreie mich von meiner Unruhe und gieb mir einen Schuldschein darüber; du kannst sie mir dann nach deiner Bequemlichkeit zurückzahlen."

Der Kaufmann hatte so etwas erwartet und hielt schon seine Antwort bereit. „Freund Aly," sprach er, „habe ich denn dein Gefäß auch nur angerührt, als du es mir brachtest? Gab ich dir nicht den Schlüssel zu meiner Niederlage? Trugst du es nicht selbst dahin und fandest du es nicht noch ganz in demselben Zustande an seiner Stelle? Legtest du Gold hinein, so mußt du es auch darin wiedergefunden haben. Mir sagtest du, es wären Oliven und ich habe es geglaubt. Weiter weiß ich nichts von der Sache. Denke davon, was du willst; ich aber habe dein Gefäß nicht angerührt." — Aly Khodjah bot alle gütlichen Mittel auf, um den Kaufmann zum Einsehen seines Unrechts zu bringen. „Ich bin ein Freund des Friedens," sprach er, „und würde nur ungern zum Aeußersten schreiten, was dir vor der Welt wenig Ehre machen würde. Bedenke, daß wir Kaufleute vor Allem unsern guten Ruf in Obacht nehmen müssen. Noch einmal, ich würde in Verzweiflung gerathen, wenn deine Hartnäckigkeit mich nöthigen sollte, den Weg Rechtens einzuschlagen, der ich sonst lieber etwas von meinem Rechte aufgebe, als mich an die Gerichte wende."

„Aly," versetzte der Kaufmann, „du räumst ein, mir ein Olivengefäß in Verwahrung gegeben

zu haben, das du auch wiedergeholt hast, und verlangst nun tausend Goldstücke von mir? Hast du mir gesagt, daß sie darin waren? Weiß ich doch nicht einmal, ob es Oliven enthielt, denn du hast sie mir nicht gezeigt. Warum verlangst du nicht lieber gar Perlen und Diamanten von mir? Ich dächte, du gingst, damit es keinen Auflauf vor meinem Laden giebt." — Schon waren einige Personen stehen geblieben, und die letzten, mit Heftigkeit gesprochnen Worte des Kaufmanns bewirkten, daß sich nicht blos eine größere Anzahl Menschen versammelte, sondern daß auch die benachbarten Kaufleute herbei kamen, um zu hören, warum es sich handle, und um die Streitenden zu vergleichen zu suchen. Als ihnen Aly die Sache auseinandergesetzt hatte, fragten die Angesehensten den Kaufmann, was er darauf zu antworten habe. Er gestand, Aly's Gefäß in seiner Niederlage aufgehoben, läugnete aber, es nur berührt zu haben, schwur, er wisse blos von Aly Khodjah, daß Oliven darin gewesen wären, und nahm Alle zu Zeugen des ihm von Letzterem im eigenen Hause angethanen Schimpfs.

„Du ziehst dir den Schimpf selber zu," sagte nun Aly, den Kaufmann beim Arme nehmend; „allein weil du so boshaft bist, so fordere ich dich vor das Gesetz Gottes. Wir wollen sehen, ob du auch vor dem Kadi dasselbe zu wiederholen wagst." — Dieser Aufforderung, der jeder gute Muselmann Folge leisten muß, wenn er sich nicht gegen seine Religion auflehnen will, wagte der Kaufmann nicht zu widerstreben. — „Dasselbe," sagte er,

„wollte ich von dir fodern; laß sehen, wer Unrecht hat, ich oder du.“

Aly führte den Kaufmann vor den Kadi und klagte ihn an, ihm eine anvertraute Summe von tausend Goldstücken entwendet zu haben, indem er die Sache so darstellte, wie wir sie schon kennen. Da der Kadi fragte, ob er Zeugen habe, entgegnete er, diese Vorsichtsmaßregel unterlassen zu haben, weil er den, welchem er sein Gut anvertraute, für seinen Freund gehalten und bisher als redlichen Mann gekannt habe. Andrerseits wiederholte blos der Kaufmann zu seiner Vertheidigung, was er schon Aly Khodjah in Gegenwart der Nachbarn gesagt hatte, und schloß mit der Erklärung, er wolle eidlich bekräftigen, daß nicht allein die Anklage, als habe er die tausend Goldstücke genommen, falsch sei, sondern daß er nicht einmal etwas davon gewußt habe. Der Kadi ließ ihn den Eid leisten und sprach ihn dann frei. Im größten Verdrusse darüber, sich zu einem so bedeutenden Verlust verurtheilt zu sehen, protestirte Aly gegen das Urtheil und erklärte, seine Klage vor den Khalyfen Harun Alraschyd zu bringen, der ihm schon würde Gerechtigkeit widerfahren lassen. Dem Kadi fiel dies aber gar nicht auf; er hielt es für die gewöhnliche Folge der Erbitterung Aller, welche einen Prozeß verloren haben, und glaubte seiner Pflicht vollständig nachgekommen zu sein, indem er einen Angeklagten frei sprach, gegen den keine Zeugen vorhanden waren.

Während der Kaufmann voller Freude, so leichten Kaufs zu den tausend Goldstücken gekommen zu sein, nach Hause zurückkehrte, setzte Aly Khod-

sah eine Bittschrift auf und paßte am folgenden Tage die Zeit ab, wo der Khalyf nach dem Mittagsgebet aus der Moschee zurückkehrte. Er stellte sich in einer Straße auf, durch die er kam, und hielt die Bittschrift in die Höhe, worauf ein dazu besonders beauftragter Beamter, der vor dem Khalyfen herging, auf ihn zukam und sie ihm abnahm, um sie Harun Alraschyd zu überreichen. Da nun Aly wußte, daß der Khalyf bei der Rückkehr in seinen Palast die ihm auf diese Art überreichten Bittschriften zu lesen pflege, so folgte er dem Zuge bis zum Palaste und wartete, bis der Beamte, welcher ihm die Bittschrift abgenommen, aus den Gemächern des Khalyfen wieder heraus kam. Von diesem erfuhr er, daß der Khalyf seine Bittschrift gelesen habe und erhielt eine Stunde bestimmt, wo er ihm am folgenden Tage anhören wolle. Hierauf fragte er ihn nach der Wohnung des Kaufmanns und ließ auch diesen auf den andern Tag, zu derselben Stunde, bestellen.

Am Abend machte der Khalyf mit dem Großwesyr Giafar und Mesrur, dem Obersten der Verschnittenen, alle drei verkleidet, seine gewöhnliche Runde in der Stadt. Da er Lärm in einer Straße hörte, beschleunigte er seine Schritte und kam an eine Thür, welche in einen Hof führte, wo zehn oder zwölf Kinder im Mondschein spielten, wie er durch eine Spalte bemerken konnte. Neugierig auf das Spiel der Kinder, setzte sich der Khalyf auf eine steinerne Bank neben der Thür, und indem er fortwährend durch die Spalte blickte, vernahm er, wie das lebhafteste von den Kindern zu den übrigen sagte: „Wir wollen Kadi spielen. Ich bin der

Kadi; führt mir Aly Khodjah und den Kaufmann vor, der ihm die tausend Goldstücke gestohlen hat.“ — Dem Khalyfen fiel dabei des Aly Khodjah Bittschrift ein, welche er denselben Tag erhalten und gelesen hatte, und er verdoppelte seine Aufmerksamkeit, um zu sehen, wie das Urtheil ausfallen würde.

Da der Streit Aly's mit dem Kaufmann etwas Neues war und sogar unter den Kindern in der Stadt Aufsehn machte, so fand der Vorschlag Beifall, und sie vertheilten die Rollen unter einander. Der Knabe, welcher sich zum Kadi aufgeworfen, blieb dies auch ohne Widerspruch. Als er sich mit der strengen Miene eines wirklichen Kadi hingesetzt hatte, führte ihm ein andrer, gleichsam als Gerichtsdiener, zwei Knaben vor, welche den Aly und seinen Gegner vorstellten. Der angebliche Kadi nahm dann das Wort und fragte ernst den Aly Khodjah: „Was willst du von diesem Kaufmann da?“ — Der angebliche Aly machte eine tiefe Verbeugung, trug seine Sache dem Kadi Punkt für Punkt vor und schloß mit der Bitte, er möchte sein richterliches Ansehen brauchen, um zu verhindern, daß er um eine so beträchtliche Summe käme.

Der Kadi fragte nun den Kaufmann, warum er dem Aly nicht sein Geld heraus gäbe, worauf dieser dasselbe erwiederte, was der wirkliche Kaufmann dem Kadi von Bagdad gesagt hatte, und gleichfalls verlangte, seine Aussage eidlich bestärken zu dürfen. „Gemach,“ versetzte der angebliche Kadi; „ehe wir zu deinem Schwure kommen, möchte ich erst das Olivengefäß sehen. Aly Khodjah,“ fuhr er fort, „hast du es mitgebracht?“ —

Da dieser verneinte, hieß er ihm, es zu holen. Der angebliche Aly Khodjah entfernte sich also einen Augenblick, kam wieder und that, als stelle er vor den Kadi ein Gefäß hin, wobei er sagte, es sei dies dasselbe, welches er dem Angeklagten übergeben und wieder bei ihm abgeholt habe. Um der Form zu genügen, fragte der Kadi den Kaufmann, ob er es auch für dasselbe anerkenne. Als der Kaufmann durch sein Schweigen das zugegeben hatte, befahl er, es zu öffnen. Aly Khodjah schien nun den Deckel abzunehmen und der Kadi in das Gefäß hineinzusehen. „Das sind schöne Oliven," sprach er, „ich will sie kosten." — Er that, als kostete er eine und fügte hinzu: „Die sind trefflich. — Aber," fuhr er fort, „sieben Jahr alte Oliven, scheint mir, könnten nicht so gut mehr sein. Man lasse einige Olivenhändler kommen, welche sehen mögen, wie sich die Sache verhält."

Jetzt wurden ihm zwei Kinder als Olivenhändler vorgestellt, welche er fragte, ob sie Olivenhändler wären. Als sie das bejaht hatten, fuhr er fort: „Sagt einmal, wie lange bleiben wohl gehörig eingelegte Oliven genießbar?" — „Herr," erwiederten sie, „so viel man sich auch Mühe geben mag, so haben sie doch schon im dritten Jahre Farbe und Geschmack verloren und müssen weggeworfen werden." — „Wenn das ist," erwiederte der Kadi, „so seht einmal, wie alt die Oliven in dem Gefäß da sein mögen."

Die Kaufleute schienen die Früchte zu untersuchen und zu kosten und sagten dann zum Kadi, sie wären frisch und gut. — „Ihr irrt euch,"

versetzte der angebliche Kadi; „Aly Khodjah hier behauptet, sie vor sieben Jahren hinein gethan zu haben.“ — „Herr,“ entgegneten die angeblich sachverständigen Kaufleute, „wir können nur versichern, daß dies heurige Oliven sind. Alle Kaufleute von Bagdad werden dies Zeugniß bestätigen.“ — Der von Aly Khodjah angeklagte Kaufmann wollte dagegen protestiren; allein der Kadi ließ ihm keine Zeit dazu. „Schweig,“ sprach er, „du bist ein Dieb. Hängt ihn!“ — Damit endigte dies Spiel der Kinder unter Jubeln und Händeklatschen und indem sie auf den angeblichen Verbrecher losstürzten, als wollten sie ihn zum Galgen führen.

Der Khalyf bewunderte ausnehmend den Verstand des Knaben, welcher in der morgen vor ihm selbst zu erörternden Sache ein so kluges Urtheil gefällt hatte. Indem er aufstand, fragte er den Großwesyr, welcher ebenfalls Alles aufmerksam beachtet hatte, ob er das Urtheil des Kindes gehört habe, und was er davon halte. — „Beherrscher der Gläubigen,“ erwiederte der Wesyr, „es kann Niemand mehr wie ich über solche Klugheit in so zartem Alter erstaunt sein.“ — „Und weißt du auch,“ fuhr der Khalyf fort, „daß ich morgen in derselben Sache zu entscheiden habe, und daß der wirkliche Aly Khodjah mir deshalb heute eine Bittschrift überreicht hat?“ — „Ich erfahre es erst jetzt von Ew. Majestät,“ erwiederte Giafar. „Und glaubst du,“ fuhr der Khalyf fort, „daß ich ein andres Urtheil fällen könnte, als das, was wir da mit anhörten?“ — „Wenn die Sache sich eben so verhält,“ antwortete der Großwesyr, „so scheint mir Ew. Majestät unmöglich anders verfahren und

entscheiden zu können.“ — „Merke dir das Haus,“ befahl der Khalyf noch, „und bringe morgen das Kind zu mir, damit es dasselbe Urtheil in meiner Gegenwart fälle. Bestelle aber auch den Kadi, welcher den diebischen Kaufmann freigesprochen hat, daß er von einem Kinde seine Pflicht besser thun lerne. Dann mußt du Aly Khodjah sagen lassen, er solle sein Olivengefäß mitbringen, und auch zwei Olivenhändler müssen zugezogen werden.“

Der Khalyf legte seinen Weg vollends zurück, ohne weiter auf etwas Beachtenswerthes zu stoßen. Am folgenden Tage begab sich der Großwesyr nach dem Hause, wo der Khalyf Zeuge des Spiels der Kinder gewesen war, und verlangte mit dem Herrn desselben zu sprechen. Da dieser ausgegangen war, so führte man ihn zu dessen Frau. Auf seine Frage, ob sie Kinder habe, erwiederte sie: „Drei,“ und rief sie herein.

„Liebe Kinder,“ redete sie der Großwesyr an, „wer von euch machte gestern Abend, als ihr zusammen spieltet, den Kadi?“ — Der größte und zugleich älteste Knabe erwiederte, er sei es gewesen, änderte aber zugleich die Farbe, weil er den Grund der Frage nicht kannte. „Mein Sohn,“ sagte der Wesyr zu ihm, „komm mit mir, der Beherrscher der Gläubigen wünscht dich zu sehen.“ — Darüber gerieth die Mutter in große Unruhe. „Herr,“ sprach sie, „will der Khalyf mir etwa meinen Sohn entreißen?“ — Der Wesyr sprach ihr jedoch Muth ein und versicherte, sie solle ihren Sohn spätestens in einer Stunde wieder haben und dann von ihm den Grund erfahren, warum er hingerufen worden sei. „So gestattet wenigstens, Herr,“ bat endlich

die Mutter, daß ich ihm vorher ein gutes Kleid anziehe, damit er vor dem Beherrscher der Gläubigen anständig erscheine.“ Sie kleidete den Knaben auch sogleich an und der Großwesyr nahm ihn mit sich und stellte ihn dem Khalyfen zu derselben Stunde vor, wo er Aly Khodjah und seinen Gegner hinbeschieden hatte. Da der Khalyf sah, daß das Kind ängstlich war, sagte er zu ihm, um es zugleich auf das vorzubereiten, was er von ihm erwartete: „Komm her, mein Sohn. Nicht wahr du entschiedest gestern den Streit zwischen Aly Khodjah und dem Kaufmann, der ihm sein Gold gestohlen hat? Ich habe dir zugesehen und zugehört und bin sehr zufrieden mit dir.“ — Der Knabe verlor die Fassung nicht, sondern antwortete bescheiden, daß er es gewesen sei.

„Ich will dir heute,“ fuhr der Khalyf fort, „den wirklichen Aly Khodjah und seinen Gegner vorführen. Komm und setze dich neben mich.“ Damit nahm er den Knaben bei der Hand und setzte sich mit ihm auf seinen Thron; dann fragte er sogleich nach den Parteien. Man ließ sie vortreten und nannte sie ihm, während sie sich am Fuße des Throns niederwarfen. Als sie wieder aufgestanden waren, begann der Khalyf:

„Jeder von euch trage seine Sache vor; dies Kind hier wird euch anhören und Recht sprechen, und sollte es in etwas fehlen, so werde ich dem schon abhelfen.“ — Aly Khodjah und der Kaufmann sprachen nach einander, und als Letzterer den schon einmal geleisteten Eid abermals anbot, sagte der Knabe, dahin sei es noch nicht, er wolle erst das Olivengefäß sehen. Sogleich stellte es Aly

Khodjah zu Füßen des Khalyfen und nahm den Deckel ab. Der Khalyf besah die Oliven und kostete eine. Hierauf wurde das Gefäß den dazu herberufenen Olivenhändlern zur Untersuchung übergeben, welche erklärten, daß die Oliven gut und von diesem Jahre wären. Das Kind sagte ihnen, Aly versichre aber, sie vor sieben Jahren hinein gethan zu haben, worauf sie dieselbe Antwort gaben, wie jene Kinder, welche die sachverständigen Kaufleute vorstellten. Obwohl jetzt der angeklagte Kaufmann vollkommen einsah, daß die beiden Olivenhändler sein Verdammungsurtheil ausgesprochen hatten, wollte er sich doch zu rechtfertigen suchen. Das Kind hütete sich aber, ihn zum Galgen zu verurtheilen, sondern sagte: „Beherrscher der Gläubigen," und sah dazu den Khalyfen an, „das ist kein Spiel mehr und Ew. Majestät kommt es zu, im Ernst zum Tode zu verurtheilen, nicht aber mir, der ich es gestern nur zum Scherz that."

Der Khalyf war vollständig von der Treulosigkeit des Kaufmanns überzeugt und ließ ihn sofort durch die Gerichtsdiener zum Tode führen, nachdem er hatte bekennen müssen, wo die tausend Goldstücke versteckt wären, welche Aly Khodjah wiederbekam. Der gerechte Fürst machte sodann den Kadi, welcher das erste Urtheil gesprochen hatte und auch gegenwärtig war, aufmerksam, von diesem Kinde sein Amt sorgfältiger verwalten zu lernen, umarmte den Knaben und entließ ihn mit einem Geschenk von hundert Goldstücken.

Das Zauberpferd.

506. — 527. Nacht.

Scheherasade erzählte dem Sultan von Indien unter andern angenehmen Geschichten auch die vom Zauberpferde, und begann also: „Herr, der Nurus, d. h. der neue Tag, vorzugsweise als erster Tag des Jahres und Frühlings zugleich so genannt, gilt bekanntlich in ganz Persien als ein so feierliches und altes Fest, noch von der ersten Zeit des Götzendienstes her, daß es mit seinen höchst abergläubigen Gebräuchen selbst durch die Religion unsers Propheten nicht verdrängt werden konnte. Noch jetzt wird es in allen großen und kleinen Städten, in Dörfern und Weilern mit außerordentlichen Lustbarkeiten begangen, die dabei am Hofe veranstalteten aber übertreffen Alles durch überraschende Neuheit und Mannigfaltigkeit.

Es war bei einem dieser Feste am Hofe zu Schiras und nachdem schon die geschicktesten In- und Ausländer vor dem versammelten Hofe aufgetreten waren, als der König alle nach Verdienst und ihren mehr und weniger seltnen und unerhörten Leistungen angemessen belohnte, so daß ein jeglicher zufrieden war. Indem er sich schon zurückziehen und die zahlreiche Versammlung entlassen wollte, erschien am Fuße des Thrones noch ein Indier mit einem reich aufgezäumten und gesattelten, so kunstreich hergestellten Pferde, daß man es auf den ersten Anblick für ein wirkliches nahm. Er warf sich vor dem Throne nieder und als er sich wieder erhoben und dem Könige das Pferd gezeigt hatte, hob er

an: „Herr, ungeachtet ich als letzter Wettbewerber hier vor Ew. Majestät erscheine, getraue ich euch dennoch zu versichern, daß ihr während der vergangenen Festtage nichts so Außerordentliches und Wunderbares gesehen habt, als das Pferd, auf welches ich euch jetzt ersuche eure Blicke zu werfen.“

„Ich sehe an dem Pferde da nichts weiter,“ entgegnete der König, „wie die Kunst und den Fleiß des Arbeiters, der es einem lebenden ähnlich machte, allein darin vielleicht von einem andern noch übertroffen werden könnte.“ — Der Indier versetzte: „Herr, ich rühme es auch nicht seiner Gestalt wegen oder um dessentwillen, was es zu sein scheint, sondern wegen des Gebrauchs, den ich davon zu machen weiß, und den Jeder davon machen kann, sobald er das Geheimniß kennt. Wenn ich es nämlich bestiegen habe, kann ich mich an jeden beliebigen und noch so fernen Ort der Erde durch die Luft hinversetzen, und darin besteht eben das Wunder an meinem Pferde, ein Wunder, das noch nie erhört worden, und von dem ich, wenn Ew. Majestät befiehlt, eine Probe abzulegen bereit bin.“ — Der König von Persien liebte das Wunderbare und hatte nach so vielen Dingen der Art, die ihm vorgekommen waren, doch nie von etwas Aehnlichem auch nur gehört. Daher erwiederte er dem Indier, nur der Augenschein könne ihm von der außerordentlichen Eigenschaft seines Pferdes überzeugen und er möge nur immer eine Probe ablegen.

Der Indier schwang sich sofort mit Leichtigkeit auf sein Pferd und fragte, als er im Sattel saß, wohin ihn der König schicken wolle. Nun lag etwa

drei Stunden von Schiras ein hoher Berg, den man von dem großen Platze aus, wo sich der Fürst vor seinem Palaste befand, sehr gut sehen konnte. Dorthin, sagte der König, solle der Indier reiten. „Die Entfernung ist nicht groß," fügte er hinzu, „aber hinreichend, um die Schnelligkeit deines Rosses zu ermessen. Und weil man dich unmöglich mit den Augen bis dahin verfolgen kann, so bringe mir zum Zeichen, daß du gewiß dort gewesen bist, einen Zweig von dem Palmbaume am Fuße des Berges." — Kaum hatte der König ausgeredet, so drehte der Indier einen Wirbel im Nacken seines Pferdes, welches darauf mit seinem Reiter sich blitzschnell so hoch in die Luft erhob, daß es den schärfsten Augen in wenig Augenblicken entschwunden war. Die Bewunderung des Königs und seines Hofes und das Beifalljauchzen der Menge begleiteten dieses Schauspiel. Kaum eine Viertelstunde nachher sah man den Indier mit dem Palmzweige in der Hand durch die Lüfte zurückkehren. Endlich schwebte er über dem Platze, wo er sein Pferd unter dem Jubel des Volks mehre Wendungen machen ließ, und sich endlich vor dem Throne des Königs, wo er aufgestiegen war, wieder ganz sanft niederließ. Er stieg ab, warf sich vor dem Fürsten nieder und legte ihm den Palmzweig zu Füßen.

Der König von Persien hatte das Alles mit eben so viel Erstaunen als Bewunderung angesehen und zugleich große Lust bekommen, das Pferd zu besitzen. Da er jeden Preis dafür zu bewilligen entschlossen war und deshalb bei seinem Besitzer nicht viel Schwierigkeiten zu finden hoffte, so be-

trachtete er es schon so gut wie das köstlichste Stück seiner Schatzkammer. — „Nach dem Ansehen deines Pferdes zu urtheilen," sprach er zu dem Indier, „hätte ich es freilich so hoch nicht geschätzt, als sein eigentlicher Werth ist. Du hast mir meinen Irrthum benommen, und um dir meine Dankbarkeit dafür zu beweisen, will ich dir es abkaufen, wenn es dir feil ist." — Der Indier versetzte: „Herr, ich bezweifelte keinen Augenblick, daß Ew. Majestät meinem Pferde diese Gerechtigkeit würde widerfahren lassen, und sah voraus, daß ihr euch nicht mit der Bewunderung desselben begnügen, sondern es auch zu besitzen wünschen würdet. Obgleich ich nun seinen Werth vollständig kenne und weiß, daß mich sein Besitz in den Stand setzt, meinen Namen in der Welt unsterblich zu machen, so kommt mir doch nicht soviel darauf an, daß ich es nicht der Befriedigung des edlen Wunsches Ew. Majestät darzubringen bereit wäre. Allein daran muß ich zugleich eine Eröffnung über die Bedingung knüpfen, unter der ich es einzig und allein andern Händen zu überlassen gedenke, und die Ew. Majestät vielleicht mißfällt. Ich erhielt nämlich dies Pferd von seinem Erfinder und Verfertiger nicht durch Kauf, sondern indem ich ihm meine einzige Tochter zur Frau gab, wobei er mir zugleich auflegte, daß ich es auch nie verkaufen, sondern nur durch einen mir anständigen Tausch einem Andern abtreten solle."

Hier unterbrach der König den Indier mit den Worten: „Ich bin zu jedem Tausche mit dir bereit. Du weißt, mein Reich ist groß und voll großer, mächtiger, reicher und zahlreich bevölkerter Städte;

wähle dir eine davon zum unumschränkten Besitze auf Lebenszeit aus." — Dem Hofe erschien das wie ein wahrhaft königliches Anerbieten, genügte aber bei weitem nicht den Ansprüchen des Indiers, der Höheres im Sinne hatte und erwiederte: „Herr, ich kann euch nicht genug für eure Großmuth danken. Verzeiht aber, wenn ich so dreist bin zu erklären, daß mein Pferd nur euer werden kann, wenn ihr mir eure Prinzessin Tochter zur Gattin gebt." — Alle Höflinge in der Umgebung des Königs von Persien brachen bei dieser überspannten Forderung in lautes Gelächter aus. Der Prinz Firus Schach aber, ältester Sohn des Königs und Thronerbe, war ganz entrüstet darüber. Der König indeß dachte anders und war halb und halb geneigt, dem Indier seine Tochter zu überlassen, um nur seinen Wunsch zu erreichen. Doch konnte er nicht gleich zu einem festen Entschluß kommen. Als daher Prinz Firus seinen Vater über die dem Indier zu ertheilende Antwort im Zweifel sah und fürchtete, er möchte dessen Forderung bewilligen, was er als einen Schimpf für die königliche Würde, für sich und seine Schwester angesehen haben würde, hob er an: „Ew. Majestät möge mir die Frage verzeihen, warum ihr euch nur im Geringsten wegen der abschlägigen Antwort bedenkt, welche ihr diesem unverschämten Landstreicher und elenden Gaukler zu ertheilen habt, und ihn dadurch einen Augenblick hoffen laßt, mit einem der mächtigsten Monarchen der Erde in Verwandtschaft zu treten. Ich flehe euch an zu überlegen, was ihr nicht nur euch selbst, sondern auch eurem Geblüt und dem hohen Range eurer Ahnen schuldig seid."

„Lieber Sohn," erwiederte der König, „dein Eifer zur Aufrechterhaltung des Glanzes unsres Hauses gefällt mir; allein du erwägst nicht genug die Trefflichkeit dieses Pferdes, und daß der Indier, wenn ich ihn abweise, seinen Vorschlag anderwärts wiederholen wird, wo man sich vielleicht über diesen Ehrenpunkt hinwegsetzt. Ich geriethe in Verzweiflung, wenn ein andrer Fürst sich rühmen könnte, mich an Großmuth übertroffen und um den Besitz dieses Pferdes gebracht zu haben, welches ich für die außerordentlichste und bewundernswertheste Sache in der Welt halte. Doch will ich nicht gerade sagen, daß ich seine Forderung bewillige. Vielleicht ist er wegen seiner übertriebenen Ansprüche mit sich selbst noch nicht im Klaren, und, abgesehen von meiner Tochter, will ich ihm gern alles Andre zugestehen. Ehe ich aber das letzte Wort in diesem Handel spreche, wäre es mir lieb, wenn du das Pferd untersuchtest und selbst einen Versuch damit machtest, um mir deine Meinung darüber sagen zu können. Gewiß wird er dir es erlauben."

Da man natürlich das hofft, was man wünscht, und der Indier nach dem angehörten Gespräche es glaublich fand, daß der König nicht unbedingt seine Verwandtschaft zurückweise, auch der Prinz ihm noch günstig werden könne, so näherte er sich, zum Zeichen, daß er mit Freuden in des Königs Wunsch willige, dem Pferde, um dem Prinzen hinaufzuhelfen und ihm Anweisung zu geben, es gut zu lenken. Der Prinz Firus bestieg das Pferd ohne Hülfe des Indiers mit bewundernswerther Gewandtheit, und sobald er fest

in den Steigbügeln saß, drehte er, ohne dessen Anweisung abzuwarten, den Wirbel so, wie er es kurz vorher von ihm gesehen hatte. Sogleich entführte ihn das Pferd mit der Schnelligkeit eines Pfeils, den der stärkste und geschickteste Bogenschütze abgeschossen hat, so daß er in wenig Augenblicken allen Anwesenden aus dem Gesichte war. Der König bemühte sich noch vergebens vom Prinzen oder vom Pferde in der Luft etwas zu erkennen, als der über den Vorgang unruhige Indier sich vor dem Throne niederwarf und dadurch den König nöthigte, die Augen ihm und seinen Worten Aufmerksamkeit zuzuwenden. „Herr," hob er an, „Ew. Majestät hat selbst gesehen, daß mir der Prinz nicht Zeit ließ, ihm mein Pferd lenken zu lernen. Er wollte zeigen, wie er nach dem, was er von mir gesehen, meines Raths nicht bedürfe, um sich in die Luft zu erheben; allein er weiß nicht, wie man das Pferd umlenken und damit wieder dahin zurückkehren kann, von wo man ausgeritten ist. Daher bitte ich Ew. Majestät um die Gnade, mich nicht für das verantwortlich zu machen, was ihm etwa zustoßen könnte."

Diese Rede bekümmerte den König von Persien sehr, der einsah, daß sein Sohn in augenscheinlicher Gefahr sei, wenn wirklich, wie der Indier sagte, ein zweites Geheimniß vorhanden wäre, um das Pferd zur Rückkehr zu bringen. Er fragte ihn, warum er den Prinzen nicht augenblicklich zurückgerufen habe, als er ihn sich entfernen sah. „Herr," gab der Indier zur Antwort, „ihr waret ja Zeuge der reißenden Schnel-

ligkeit, womit das Pferd den Prinzen entführte. Meine Bestürzung darüber nahm mir anfangs die Sprache, und als ich sie wieder erhielt, war er schon zu entfernt, als daß er mich hätte hören können. Hätte er mich auch gehört, so würde er doch das Pferd nicht haben umlenken können, weil er das Geheimniß dazu nicht kannte. Indeß ist zu hoffen, daß der Prinz in seiner Verlegenheit einen zweiten Wirbel bemerken und drehen wird, wo dann sich das Pferd zur Erde herab senkt und er es mit dem Zügel nach einem beliebigen Orte lenken kann.“ — Auf diese sehr verständige Folgerung des Indiers erwiederte der über die Gefahr seines Sohnes besorgte König: „Gesetzt auch, obgleich die Sache noch sehr ungewiß ist, der Prinz fände den andern Wirbel und machte den von dir angegebenen Gebrauch davon, so kann ja das Pferd, statt sich zur Erde niederzulassen, auf Felsen oder in's Meer stürzen, wo es am tiefsten ist?“ — Der Indier suchte ihn deshalb durch die Betheurung zu beruhigen, daß das Pferd die Meere überschreite, ohne je hineinzufallen, und daß es seinen Reiter stets dahin trage, wohin dieser wolle. Wofern also der Prinz nur den andern Wirbel bemerke, werde ihm auch das Pferd gehorchen, er aber sich gewiß nur dahin begeben wollen, wo er Hülfe finden und sich zu erkennen geben könne.

Der König von Persien erwiederte jedoch: „Sei dem, wie ihm wolle, ich kann deinen Versicherungen nicht trauen und ich halte mich an deinen Kopf, wenn mein Sohn in drei Monaten nicht wohlbehalten zurückkehrt oder ich gewisse

Nachricht erhalte, daß er noch lebt.“ Zugleich befahl er, den Indier fest zu nehmen und in engen Gewahrsam zu bringen und zog sich in seinen Palast zurück, äußerst betrübt, daß das Nurusfest für ihn und seinen Hof so traurig geendet habe.

Prinz Firus war unterdeß, wie schon erwähnt, mit reißender Schnelligkeit entführt worden und sah sich in weniger als einer Stunde so hoch in den Lüften, daß er nichts mehr auf der Erde unterscheiden konnte und Thäler und Berge ihm wie eine Ebene erschienen. Er wollte jetzt zurückkehren und glaubte, er brauche blos den Wirbel nach der entgegengesetzten Seite zu drehen und zugleich das Pferd mit dem Zügel zu lenken; aber zu seinem großen Erstaunen trug ihn das Pferd noch immer mit derselben Geschwindigkeit weiter. Vergeblich drehte er den Wirbel mehrfach hin und her und sah ein, welchen großen Fehler er beging, indem er das Pferd bestieg, ohne sich von dem Indier die nöthige Anweisung zu dessen Lenkung geben zu lassen. Er begriff sogleich die Größe seiner Gefahr, verlor aber deshalb die Besinnung nicht, sondern untersuchte zunächst aufmerksam Kopf und Hals des Pferdes und fand an dessen rechtem Ohre einen zweiten, kleinern Wirbel. Diesen drehte er und augenblicklich fing das Pferd an sich in gleicher Linie, wie es aufgestiegen war, aber weniger schnell, nach der Erde hinab zu senken. An der Stelle derselben, über welcher Prinz Firus senkrecht schwebte, war es schon seit einer halben Stunde Nacht, als er den Wirbel drehte. Da aber das

Pferd sich fortwährend senkte, so ging die Sonne auch für ihn bald unter, so daß er sich endlich in völliger Nacht befand. Statt sich daher einen bequemen Ort zum Absteigen aussuchen zu können, mußte er dem Pferde den Zügel lassen und ruhig abwarten, bis es still stehen würde, nicht ohne Furcht, daß er vielleicht in eine Wüste, in einen Fluß, oder gar in's Meer gerathe.

Endlich hielt das Pferd still; Mitternacht war vorüber, und der Prinz stieg sehr ermattet ab, da er seit dem Morgen des verflossenen Tages nichts genossen hatte. Zunächst untersuchte er in der Dunkelheit den Ort, wo er sich befand, und erkannte ihn für das mit einem Marmorgeländer umgebne platte Dach eines prächtigen Palastes. Bei weiterer Nachforschung fand er auch die Treppe, welche in den Palast hinabführte und deren Thür nur angelehnt war. Jeder andre als der Prinz Firus hätte vielleicht nicht gewagt, in der Dunkelheit hinabzusteigen, welche auf der Treppe herrschte, ganz abgesehen von der Ungewißheit, ob er Freunde oder Feinde finden würde; indeß konnte ihn dies nicht zurückhalten. „Ich beabsichtige ja nicht, Jemand etwas zu Leide zu thun," dachte er, „und die mich zuerst und ohne Waffen sehen, werden wenigstens so menschlich sein, mich anzuhören, ehe sie mir nach dem Leben trachten." Geräuschlos öffnete er vollends die Thür und stieg dann eben so vorsichtig hinab, um ja keinen falschen Tritt zu thun, der Jemand hätte aufwecken können. An einer Stelle der Treppe fand er die Thür eines großen und erhellten Saales offen, lauschte und vernahm das

Schnarchen mehrer im tiefen Schlafe begriffener Leute. Er trat also in den Saal hinein und sah beim Lichte einer Laterne, daß es schwarze Verschnittene waren, von denen jeder einen blanken Säbel neben sich hatte. Daraus war abzunehmen, daß sie die Wache im Vorzimmer einer Königin oder Prinzessin wären, wie es sich denn auch wirklich auswies. Das Schlafzimmer der Prinzessin stieß gleich an den Saal und da seine Thür offen war, verrieth es der helle Lichtschimmer hinter dem aus sehr zartem Seidenstoff bestehenden Thürvorhange.

Der Prinz schritt leise bis zu dem Vorhange, ohne die Verschnittenen zu wecken, öffnete ihn und trat in das Gemach, dessen wahrhaft königliche Pracht ihn aber bei seiner jetzigen Lage wenig kümmerte. Dagegen wendete er seine Aufmerksamkeit auf etwas, woran ihm jetzt mehr lag. Er bemerkte mehre Betten, eines davon auf einer Erhöhung und die übrigen am Boden. In letzteren lagen die Frauen der Prinzessin, welche in dem ersten ruhte. Dieser Unterschied ließ den Prinzen Firus nicht zweifeln, wo er die Prinzessin selbst zu suchen habe. Er näherte sich also ihrem Lager, ohne sie oder ihre Frauen zu wecken, und ihre außerordentliche Schönheit entzückte ihn gleich beim ersten Anblicke. „Himmel!" dachte er, „sollte mich mein Geschick hierher geführt haben, um mich um meine bisher behauptete Freiheit zu bringen! Bin ich nicht meiner Sklaverei gewiß, wenn sie die Augen geöffnet haben wird, und diese Augen, wie zu erwarten ist, einer so seltnen Vereinigung von Reizen den vollen Glanz geben?

Und doch bleibt nichts Andres übrig, weil ich nicht wieder umkehren kann, ohne mein eigner Mörder zu werden und die Nothwendigkeit es gebietet.“ Nach diesen Betrachtungen kniete der Prinz Firus nieder, faßte den Saum des herabhängenden Handärmels der Prinzessin, aus dem ein schön gerundeter, schneeweißer Arm hervorsah, und zupfte ganz leise daran. Sogleich schlug die Prinzessin die Augen auf, und erblickte, stumm vor Erstaunen, einen so wohlgebildeten jungen Mann vor sich, ohne jedoch irgend ein Zeichen von Schreck oder Furcht zu geben.

Der Prinz benutzte diesen günstigen Augenblick, beugte das Haupt fast bis auf den Teppich des Fußbodens und begann, indem er sich wieder aufrichtete: „Verehrungswerthe Prinzessin, durch eines der außerordentlichsten und wunderbarsten Abenteuer seht ihr einen persischen Prinzen bittend zu euren Füßen, der sich gestern früh noch bei seinem königlichen Vater und mitten unter den Lustbarkeiten eines geräuschvollen Festes befand, jetzt aber in einem fremden Lande und in Todesgefahr ist, wenn ihr ihm nicht huldreich euren großmüthigen Schutz zusagt. Ich bitte flehentlich darum, anbetungswürdige Prinzessin, und hege das Vertrauen, daß ihr ihn mir nicht versagen werdet. Unmöglich kann mit so viel Schönheit und Majestät ein grausames Herz gepaart sein.“

Die Prinzessin, an welche sich der Prinz Firus zu seinem Glück gewendet hatte, war die älteste Tochter des Königs von Bengalen, der ihr unfern der Hauptstadt diesen Palast hatte bauen lassen, wo sie häufig die Freuden des Landlebens genoß.

Nachdem sie ihn mit aller möglichen Güte angehört hatte, erwiederte sie eben so wohlwollend: „Prinz, beruhigt euch, ihr seid in keinem barbarischen Lande; Gastfreundschaft und Menschenliebe sind in Bengalen nicht minder zu Hause als in Persien. Nicht ich bewillige euch den erst verlangten Schutz, sondern ihr habt ihn bereits in diesem Palaste, ja im ganzen Reiche gefunden, wie ihr mir auf mein Wort glauben könnt.“ — Der Prinz von Persien wollte der Prinzessin für ihre Güte und Huld danken und hatte sich deshalb schon tief verneigt; allein sie ließ ihn nicht zum Worte kommen, sondern fuhr fort: „So sehr ich auch Lust hätte, von euch zu hören, durch welches Wunder ihr in so kurzer Zeit von Persiens Hauptstadt hierher und trotz meiner Leibwache bis vor mein Bett gekommen seid, so werdet ihr doch jedenfalls der Nahrung bedürfen, und da ich euch als einen willkommenen Gast betrachte, so will ich lieber bis morgen warten und jetzt meinen Frauen befehlen, euch eins von meinen Gemächern anzuweisen, euch darin gut zu bewirthen und dort ausruhen zu lassen, bis ihr im Stande seid, meine Neugier zu befriedigen.“

Die Frauen der Prinzessin, welche bei den ersten Worten des Prinzen an ihre Herrin erwacht waren und um so mehr staunten, ihn zu Häupten ihres Lagers zu erblicken, weil sie nicht begreifen konnten, wie er dahin gekommen sei, ohne weder sie noch die Verschnittenen im Schlafe zu stören, diese Frauen, sag' ich, hatten nicht sobald den Willen ihrer Gebieterin vernommen, als sie sich schnell ankleideten und zur augenblicklichen Vollziehung ihrer Befehle anschickten. Jede ergriff eine der vielen

Wachskerzen im Zimmer, und nachdem der Prinz sehr ehrfurchtsvoll Abschied genommen hatte, gingen sie vor ihm her und führten ihn in ein sehr schönes Zimmer, wo die einen ihm ein Lager zurecht machten, während die andern in die Küche und Speisekammer eilten. Ungeachtet der späten Stunde trugen die letztern dem Prinzen nach kurzer Zeit allerhand Speisen in Menge auf, wovon er nach Belieben genoß. Als er satt war, räumten sie ab und überließen ihm sich schlafen zu legen, nachdem sie ihm noch mehre Schränke gezeigt hatten, worin er alles finden könne, was er etwa brauchen würde.

Die Prinzessin von Bengalen war so eingenommen von der Schönheit, dem Geist und dem liebenswürdigen Benehmen des persischen Prinzen, welche sie in dem kurzen Gespräch mit ihm bemerkt hatte, daß sie noch nicht wieder hatte einschlafen können, als ihre Frauen zurückkehrten, um wieder zu Bett zu gehen. Sie erkundigte sich, ob sie ihn mit allem Nöthigen versehen hätten und hauptsächlich, was sie von dem Prinzen hielten. Nachdem sie ihr auf das Erste geantwortet hatten, fügten sie hinzu: „Prinzessin, wir wissen nicht, was ihr selber von ihm denkt. Wir indessen würden euch sehr glücklich schätzen, wenn ihr von euerm königlichen Vater einen so liebenswürdigen Prinzen zum Gemahl erhieltet. Am Hofe von Bengalen läßt sich keiner mit ihm vergleichen und auch in den benachbarten Staaten dürfte sich schwerlich einer finden, der eurer eben so würdig wäre.“ — Diese schmeichelhaften Aeußerungen mißfielen der Prinzessin nicht; da sie aber ihre Gesinnung nicht kund geben wollte, so gebot sie ihnen Stillschweigen.

„Ihr seid Schwätzerinnen," sprach sie, „geht zu Bett und laßt mich wieder einschlafen."

Sobald die Prinzessin am folgenden Tage aufgestanden war, setzte sie sich sogleich an ihren Putztisch. Noch nie hatte sie sich mit ihrem Kopfputz und Anzuge so viel Mühe gegeben und ihren Spiegel so oft befragt, wie diesmal, und nie hatten ihre Frauen so viel Geduld nöthig gehabt, um ein und dieselbe Sache wiederholt zu ändern, bis sie damit zufrieden war. „Ich habe dem Prinzen in meinem Nachtkleide nicht mißfallen, wie ich wohl bemerkte," sagte sie zu sich selbst. „Wie nun, wenn er mich erst in vollem Staate erblicken wird?" — Sie schmückte sich mit einem Kopfputz von den größten und prächtigsten Diamanten und legte ebenso Halsband, Armbänder und Gürtel von den herrlichsten Diamanten und von unschätzbarem Werthe an. Ihr Kleid war von dem reichsten indischen Stoffe, der nur für Könige, Prinzen und Prinzessinnen verfertigt ward, und von einer Farbe, welche auf's Vortheilhafteste zu ihren Reizen stand. Nachdem sie sich wiederholt im Spiegel betrachtet und ihre Frauen einzeln befragt hatte, ob an ihrem Putz noch etwas fehle, ließ sie sich erkundigen, ob der Prinz von Persien aufgestanden sei, und da sie nicht zweifelte, daß er vor ihr zu erscheinen wünsche, so befahl sie ihm zu melden, sie werde selbst kommen und habe ihre Gründe dazu.

Der Prinz hatte so viel vom Tage verschlafen, als ihm an der Nacht abgegangen war, und sich von seiner beschwerlichen Reise ganz erholt. Er war eben mit Ankleiden fertig, als er den Morgengruß der Prinzessin durch eine ihrer Frauen empfing.

Ohne dieser Zeit zu lassen, ihren Auftrag auszurichten, fragte er sogleich, ob er der Prinzessin seine Aufwartung machen könne. Als ihm jedoch die Dienerin ihre Befehle mitgetheilt hatte, erwiederte er: „Die Prinzessin ist die Gebieterin und ich bin nur da, um zu gehorchen.“ — Kaum hatte die Prinzessin von Bengalen gehört, daß sie der Prinz erwarte, als sie sich zu ihm begab. Nach einem Austausch wechselseitiger Höflichkeiten, indem der Prinz tausendmal um Verzeihung bat, die Prinzessin im ersten Schlaf gestört zu haben, letztere dagegen sich erkundigte, wie er die Nacht zugebracht habe und wie er sich befinde, setzte sich die Prinzessin auf's Sopha, und der Prinz nahm dort ebenfalls, jedoch in ehrerbietiger Entfernung von ihr Platz. Darauf hob die Prinzessin an: „Prinz, ich hätte euch in dem Zimmer empfangen können, wo ihr mich vorige Nacht schlafend fandet. Weil jedoch der Oberste meiner Verschnittenen dorthin freien Zutritt hat, hierher aber nicht ohne meine Erlaubniß kommen darf, so bin ich in meiner Ungeduld, das seltsame Abenteuer zu erfahren, welchem ich das Glück verdanke, euch hier zu sehen, lieber zu euch gekommen, wo wir ungestört sind. Habt also die Güte, ich beschwöre euch darum, und genügt meinem Wunsche.“

Der Prinz schilderte hierauf der Prinzessin ausführlich die Feier des Nurusfestes in Persien und der dabei vorkommenden merkwürdigen Schauspiele. Dann kam er auf das Zauberpferd und berichtete die nachfolgenden, uns bekannten Ereignisse, bis zu dem Augenblicke, wo er die Prinzessin geweckt hatte. „Das Uebrige,“ schloß er, „wißt ihr, und

ich habe euch blos noch für eure Güte und Großmuth zu danken und inständigst zu bitten, mir anzudeuten, wie ich meine Dankbarkeit für eine so große Wohlthat auf euch angenehme Weise an den Tag zu legen vermag. Da ich völkerrechtlich schon euer Sklave bin und euch also meine Person nicht mehr anbieten kann, so bleibt mir nur noch mein Herz übrig. Doch, was sag' ich? Dieses Herz gehört mir nicht mehr; ihr raubtet mir es durch eure Reize, und weit entfernt, es wieder zu verlangen, überlasse ich es euch willig. Erlaubt mir also zu erklären, daß ich euch eben so als Gebieterin meines Herzens wie meines Willens anerkenne." — Das Letzte sprach der Prinz Firus in einem Tone und mit einer Miene, welche die Prinzessin keinen Augenblick zweifeln ließen, daß ihre Reize die erwartete Wirkung gethan hatten. Die Erklärung des Prinzen kam ihr gar nicht etwa übereilt vor, und ihr Erröthen darüber machte sie in des Prinzen Augen nur noch schöner und liebenswürdiger. Nachdem er schwieg, erwiederte sie: „Prinz, hat eure Erzählung von so seltsamen und wunderbaren Dingen mir viel Vergnügen gemacht, so konnt' ich euch mir doch nicht ohne zu schaudern in den höchsten Luftregionen schwebend denken, und obgleich ich euch gesund und wohlbehalten vor mir erblickte, habe ich demungeachtet nicht aufgehört zu fürchten, bis ihr mir eure glückliche Ankunft auf dem Dache meines Palastes berichtetet. Ich freue mich, daß der Zufall euch gerade zu mir geführt und mir Gelegenheit gegeben hat, euch kennen zu lernen; allein nirgends würdet ihr willkommener gewesen sein. Daher würde ich mich für empfindlich beleidigt hal-

ten, wenn ich glauben könnte, daß ihr ernstlich dächtet, ihr wäret mein Sklave, und ich diese Aeußerung nicht vielmehr blos für eine Artigkeit halten dürfte. Die Aufnahme, welche ihr gestern fandet, muß euch genugsam überzeugen, daß ihr so frei seid wie am persischen Hofe. Was endlich euer Herz betrifft," fuhr die Prinzessin in einem eben nicht abweisenden Tone fort, „so habt ihr gewiß nicht bis jetzt gewartet, um darüber zu verfügen, und es würde mir daher sehr leid thun, wenn ich euch zur Untreue an dem eurer Wahl ohne Zweifel würdigen Gegenstande veranlaßte."

Prinz Firus wollte der Prinzessin betheuern, daß er mit noch freiem Herzen aus Persien hergekommen sei; indem er aber das Wort nehmen wollte, meldete eine von den Frauen der Prinzessin, daß das Mittagsmahl aufgetragen sei. Diese Unterbrechung verhinderte eine Erklärung, welche alle Beide in gleiche Verlegenheit gesetzt hätte, und deren sie nicht bedurften. Die Prinzessin setzte in die Aufrichtigkeit des Prinzen keinen Zweifel, und dieser konnte, ohne daß die Prinzessin sich deutlich ausgesprochen hatte, aus ihren Worten und der Geneigtheit, womit sie ihn angehört hatte, schließen, daß er Ursache habe, mit seinem Glück zufrieden zu sein. Da die Kammerfrau der Prinzessin den Thürvorhang schon geöffnet hatte, so stand sie auf und sagte zu dem Prinzen, welcher sich ebenfalls erhob, sie habe das Mittagsmahl früher wie gewöhnlich bereiten lassen, weil sie fürchte, er habe gestern Abend schlecht gegessen. Damit führte sie ihn in einen prachtvollen Saal, wo die Tafel gedeckt und mit ausgezeichneten Gerichten reich besetzt war.

Sobald sie Platz genommen hatten, fingen zahlreiche und prächtig gekleidete Sklavinnen der Prinzessin an sie mit Gesang und Musik zu unterhalten, und fuhren die ganze Mahlzeit über damit fort. Dies geschah aber auf so wenig lärmende und so anmuthige Weise, daß es den Prinzen und die Prinzessin in der Unterhaltung nicht hinderte. Sie brachten daher einen großen Theil der Mahlzeit damit zu, einander die besten Bissen vorzulegen und aufzunöthigen, was denn einen Wettkampf von Artigkeiten veranlaßte, wobei die Liebe auf beiden Seiten größere Fortschritte machte, als bei einem absichtlichen Zusammensein unter vier Augen.

Endlich erhoben sich Beide, und die Prinzessin führte ihren Gast in ein geräumiges, prachtvoll gebautes, mit Gold und Himmelblau verziertes, reich meublirtes Gemach. Hier setzten sie sich auf's Sopha, von dem aus sie eine sehr anmuthige Aussicht nach dem Garten des Palastes hatten, dessen mannigfaltige Blumen, Sträucher und Gebüsche der Prinz bewunderte, welche von den in Persien gewöhnlichen gänzlich verschieden, aber nicht weniger schön waren. — „Prinzessin," sprach der Prinz, „ich glaubte, daß Persien ganz allein herrliche Paläste und bewundernswerthe Gärten besitze, welche der Majestät von Königen würdig wären; allein ich sehe, daß überall, wo es große Könige giebt, sie sich auch ihrer Größe und Macht angemessene Wohnungen zu bauen wissen. Sind diese auch in der Bauart und sonst verschieden, so gleichen sie sich doch an Großartigkeit und Pracht." — Die Prinzessin antwortete: „Prinz, da ich keinen Begriff von den persischen Palästen habe, so kann

ich auch nicht eure Vergleichung derselben mit dem meinigen beurtheilen; wie aufrichtig ihr aber auch sein möget, so wird es mir doch schwer, an ihre Genauigkeit zu glauben und eure Höflichkeit hat gewiß viel Theil daran. Doch will ich meinen Palast nicht in euren Augen herabsetzen; ihr habt einen zu guten Geschmack, um nicht ein richtiges Urtheil darüber zu fällen. Allein ich versichre euch, daß ich ihn sehr mittelmäßig finde, wenn ich ihn mit dem meines königlichen Vaters vergleiche, der ihn an Größe, Schönheit und Pracht unendlich übertrifft. Ihr sollt mir selbst eure Meinung davon sagen, wenn ihr ihn gesehen haben werdet. Denn da euch einmal der Zufall bis zur Hauptstadt dieses Reichs geführt hat, so werdet ihr dieselbe gewiß gern sehen und den König, meinen Vater, begrüßen wollen, damit er euch die einem Prinzen eures Ranges und Verdienstes gebührende Ehre erweise."

Indem sie auf diese Art bei dem persischen Prinzen die Neugier erregte, den königlichen Palast von Bengalen zu sehen und ihrem Vater seine Aufwartung zu machen, schmeichelte sie sich, ihr Vater werde beim Anblick eines so wohlgebildeten, klugen und mit allen Vorzügen ausgestatteten Prinzen sich vielleicht entschließen, ihr ihn selbst zum Gatten vorzuschlagen. Da sie die Zustimmung des Prinzen für gewiß hielt, so hoffte sie ihre Wünsche zu erreichen, ohne jenen Anstand zu verletzen, der einer Prinzessin, die ganz von dem Willen ihres Vaters abhängig erscheinen wollte, zu beobachten geziemte. Der Prinz antwortete aber nicht, wie sie erwartete, indem er anhob: „Prinzessin, ich zweifle nach eurem Zeugniß keinen Augenblick, daß der könig-

liche Palast von Bengalen den Vorzug vor dem eurigen verdient. Was den Vorschlag betrifft, eurem königlichen Vater meine Aufwartung zu machen, so würde ich dies nicht nur mit Freuden thun, sondern es mir auch zur größten Ehre schätzen. Allein urtheilt selbst, ob es rathsam ist, daß ich vor einem so mächtigen Fürsten wie ein Abenteurer, ohne ein meinem Range angemessenes Gefolge erscheine?" — Sie hieß ihm jedoch darüber unbekümmert sein, weil er nur wollen dürfe. Sie werde ihm das nöthige Geld selber liefern, um ein Gefolge herbeizuschaffen, wie es ihm beliebe; auch wären hier Kaufleute seiner Nation in großer Anzahl und er brauche sich nur von ihnen auszusuchen, was er zu einem Hofstaate, der ihm Ehre mache, für angemessen halte.

Firus Schach durchschaute die Absicht seiner Wirthin, und dieser augenscheinliche Beweis ihrer Liebe steigerte seine Leidenschaft für sie; allein so heftig sie auch war, ließ sie ihn doch nicht seine Pflicht vergessen. Daher erwiederte er unverzüglich: „Ich würde euer verbindliches Erbieten, für das ich nicht genug danken kann, sehr gern annehmen, wenn mich nicht die Unruhe durchaus daran hinderte, in der sich mein königlicher Vater wegen meiner Entfernung befinden muß. Ich würde mich seiner mir stets bewiesenen Güte und Zärtlichkeit unwürdig machen, wenn ich nicht so schnell wie möglich zurückkehrte, um seiner Besorgniß ein Ende zu machen. Während ich das Glück habe, die Unterhaltung einer so liebenswürdigen Prinzessin zu genießen, war er gewiß eine Beute tödtlicher Angst und verlor die Hoffnung mich je wiederzusehen.

Bestimmt werdet ihr mir also die Gerechtigkeit widerfahren lassen und annehmen, daß es undankbar von mir, ja ein Verbrechen sein würde, wenn ich unterließe, ihm durch sofortige Rückkehr das Leben wiederzugeben, welches zu langes Zögern ihm leicht für immer rauben könnte. Ist das geschehen und haltet ihr mich dann noch würdig, nach dem Glücke zu trachten, euer Gatte zu werden, so wird es, da mein Vater stets versicherte, mich bei der Wahl einer Gattin nicht im geringsten zu beschränken, mir leicht sein, von ihm die Erlaubniß zur Rückkehr zu erhalten, um nicht als Unbekannter, sondern als Prinz und in seinem Namen beim Könige von Bengalen darauf anzutragen, durch unsre Verheirathung ein Bündniß beider Reiche zu schließen. Gewiß wird er selbst auf diese Idee kommen, wenn ich ihm die Großmuth geschildert haben werde, womit ihr mich in meinem Mißgeschick aufgenommen habt."

Die Prinzessin war zu vernünftig, um nach diesen Erklärungen des persischen Prinzen weiter in ihn zu dringen, sich ihrem Vater vorzustellen, oder überhaupt etwas gegen seine Ehre und Pflicht zu thun. Seine beabsichtigte schnelle Abreise bekümmerte sie aber und sie besorgte, er werde, wenn er sie so bald verlasse, statt sein Versprechen zu halten, sie vergessen, sobald er sie nicht mehr sähe. Um dies zu verhindern, entgegnete sie: „Als ich euch vorschlug, meinem Vater eure Aufwartung zu machen, war es nicht meine Absicht, einer so begründeten Einwendung entgegen zu sein, wie die von euch angeführte ist, und wie ich sie nicht erwartete. Ich würde mich ja sonst selbst zu eurer

Mitschuldigen machen; doch kann ich eure so gar schnelle Rückkehr nicht billigen. Bleibt wenigstens, ich bitte euch, so lange als nöthig ist, euch umsehen und von hier einige umständlichere Nachrichten an den persischen Hof zurückbringen zu können." — Sie beabsichtigte damit, den Prinzen Firus bei längerem Verweilen unmerklich durch ihre Reize noch mehr einzunehmen, und hoffte, sein brennendes Verlangen nach der Heimkehr werde sich dadurch abkühlen und er sich am Ende entschließen, öffentlich und vor dem Könige von Bengalen zu erscheinen. Der Prinz konnte auch in der That nach der günstigen Aufnahme, die er bei ihr gefunden, ihren Wunsch nicht gut abschlagen, und die Prinzessin dachte nun an weiter nichts, als ihm seinen Aufenthalt durch jedes erdenkliche Vergnügen möglichst angenehm zu machen.

Mehre Tage nach einander folgten nun nichts als Feste, Bälle, Concerte und glänzende Schmausereien und Gelage, Lustpartien im Garten und Jagden im Thiergarten des Schlosses, welcher alle Arten von Hirschen, Rehen und anderem in Bengalen einheimischen Wild enthielt, dessen Jagd der Prinzessin ein gefahrloses Vergnügen gewähren konnte. Zu Ende jeder Jagd trafen der Prinz und die Prinzessin an irgend einer Stelle im Thiergarten zusammen, wo für sie ein großer Teppich ausgebreitet und mit Polstern belegt wurde, damit sie bequemer sitzen könnten. Hier erholten sie sich von der gehabten Anstrengung und sprachen dabei über verschiedene Gegenstände. Hauptsächlich lenkte die Prinzessin die Unterhaltung auf Persiens Größe, Macht, Reichthum und Regierung, um durch des

Prinzen Worte Gelegenheit zu bekommen, ihrerseits von Bengalen und seinen Vorzügen zu sprechen und dadurch den Prinzen zur Verlängerung seines Aufenthaltes zu bewegen; allein es geschah gerade das Gegentheil. Denn ohne zu übertreiben, machte ihr Firus Schach eine so vortheilhafte Schilderung von der Größe und Herrlichkeit Persiens und seinem Ueberflusse, von seiner Kriegsmacht, seinem Land- und Seehandel bis in die entferntesten Gegenden, deren mehre sie gar nicht kannte, von der Menge seiner großen Städte, die fast alle so bevölkert waren, wie seine Residenzstadt, und in denen er selbst mehre vollständig eingerichtete Paläste besaß, welche er nach den verschiedenen Jahreszeiten bewohnen und so eines beständigen Frühlings genießen konnte, daß sie noch vor Beendigung seiner Beschreibung Bengalen als dem persischen Reiche weit nachstehend betrachtete. Ja als er sie am Ende um eine Schilderung der Vorzüge Bengalens bat, konnte sie sich nur auf dringendes Verlangen des Prinzen dazu entschließen. Dabei stellte sie aber die anerkannt vortheilhaftern Seiten ihres Vaterlandes absichtlich in Schatten, was ihm so sehr ihre Neigung verrieth, ihn nach Persien zu begleiten, daß er glaubte, sie werde der ersten Aufforderung dazu nachgeben. Indeß hielt er für angemessen, dies zu verschieben, bis er lange genug bei ihr geblieben sein würde, so daß sie ihn nicht ohne offenbares Unrecht noch länger zurückhalten und an Erfüllung der unerläßlichen Rückkehr zu seinem Vater hindern könne.

So gab sich denn der Prinz von Persien zwei ganze Monate völlig dem Willen der Prinzessin hin

und wohnte allen von ihr seinetwegen veranlaßten Lustbarkeiten bei, als hätte er nichts Anderes zu thun, wie sein Leben mit ihr auf diese Art hinzubringen. Sobald aber diese Frist vorüber war, bat er sie allen Ernstes, ihm endlich zu erlauben, seiner nur zu lange versäumten Pflicht nachzukommen, wobei er sein Versprechen wiederholte, unverzüglich mit einem ihrer und seiner würdigen Gefolge zurückzukehren und beim Könige von Bengalen um sie anzuhalten. „Vielleicht traut ihr meinen Worten nicht," setzte er hinzu, „und haltet mich schon wegen meiner bloßen Bitte um die fragliche Erlaubniß jenen treulosen Liebhabern gleich, welche den Gegenstand ihrer Liebe vergessen, sobald sie ihn nicht mehr sehen. Allein zum Beweise meiner wahren und aufrichtigen Zuneigung zu einer so liebenswürdigen Prinzessin wie ihr seid, deren Gegenliebe ich gewiß bin, würde ich wagen euch zu bitten, mich zu begleiten, wenn ich nicht fürchten müßte, ihr sähet darin eine Beleidigung." — Da er bemerkte, daß die Prinzessin bei seinen Worten erröthete und ohne Zeichen von Unwillen über den zu fassenden Entschluß schwankte, so fuhr er fort: „Prinzessin, wegen der Einwilligung meines Vaters und der Art, wie er euch in seine Familie aufnehmen wird, kann ich euch völlig beruhigen. Der König von Bengalen dagegen müßte ein ganz anderer, wie ihr ihn mir geschildert habt, und ein Feind eurer Ruhe und eures Glückes sein, wenn er die Gesandtschaft, durch die mein Vater um seine Genehmigung unsrer Heirath ansuchen wird, nicht wohlwollend aufnähme."

Die Prinzessin erwiederte zwar nichts hierauf;

allein ihre gesenkten Blicke und ihr Schweigen gaben deutlicher als Worte ihre Einwilligung zur Reise nach Persien zu erkennen. Ihre einzige Bedenklichkeit war, daß sie den Prinzen nicht für hinlänglich geübt in Lenkung des Pferdes hielt und daß sie mit ihm wieder in dieselbe Verlegenheit zu gerathen fürchtete, welche die Folge seines ersten Versuchs gewesen war. Firus Schach befreite sie aber von dieser Besorgniß durch die Versicherung, daß sie sich ihm dreist anvertrauen könne, indem er es jetzt in Lenkung des Pferdes mit dem Indier selbst aufzunehmen vermöge. Sie waren also nur noch auf Maßregeln bedacht, so heimlich abzureisen, daß Niemand das Geringste davon ahnen könne. Es gelang ihnen auch. Am andern Morgen, kurz vor Tagesanbruch, begaben sich Beide auf die Terrasse, während im Palaste noch Alles fest schlief. Der Prinz wendete das Pferd nach der Gegend von Persien, richtete es so ein, daß die Prinzessin sich leicht hinter ihn setzen konnte, bestieg es zuerst und als die Prinzessin hinter ihm Platz genommen und ihn, größerer Sicherheit wegen, umfaßt hatte, drehte er den bekannten Wirbel und das Pferd entführte sie in die Lüfte. Es eilte mit gewohnter Schnelligkeit vorwärts, und Firus Schach lenkte es so, daß er nach etwa zwei und einer halben Stunde die Hauptstadt Persiens zu Gesicht bekam. Er ließ es aber weder auf dem großen Platze, von wo er abgegangen war, noch im Palaste des Sultans, sondern in einem etwas von der Stadt entfernten Lustschlosse sich herabsenken und stieg mit der Prinzessin ab. Diese führte er sogleich in das schönste Zimmer und sagte ihr, daß er, um ihr den

gebührenden ehrenvollen Empfang zu bereiten, seinem Vater ihre Ankunft melden, allein unverzüglich zurückkehren würde. Sodann befahl er dem Aufseher des Schlosses in ihrer Gegenwart, es ihr an nichts fehlen zu lassen, was sie bedürfen könne, und zunächst ein Frühstück für sie aufzutragen.

(Schluß folgt im nächsten Bändchen.)

Inhalt.

Druck von Breitkopf und Härtel.

Preis jedes Bändchens:

Einzeln: 6 Sgr. = $^1/_5$ Thlr.

Für Besteller des ganzen Werkes:

5 Sgr. = $^1/_6$ Thlr.

Wöchentlich, vom 16. Mai 1859 ab,

wird ein Bändchen ausgegeben;

das Werk wird also unfehlbar

am 24. Oktober 1859

vollständig erschienen sein.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.